

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 4 / DEZEMBER 2011
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch

Der urbane Planet

Eine Reportage
aus La Paz/El Alto

Haiti

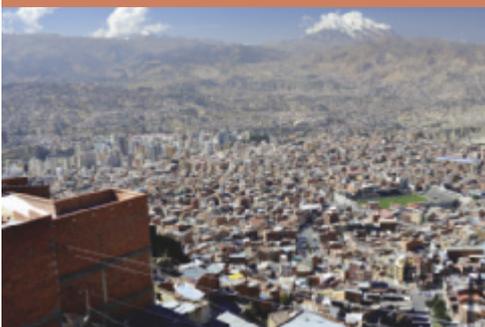
Im Zeitlupentempo aus
der Katastrophe

Gentechnik polarisiert –
auch im Süden



Inhalt

DOSSIER



6 VERSTÄDTERUNG Zebras in La Paz/EI Alto

Seit 2007 lebt mehr als die Hälfte der Menschheit in Städten – in Bolivien sind es gar drei Viertel der Einwohner. Eine Reportage aus La Paz

14 Herausforderung Verkehr

Je grösser die Stadt, desto weiter die Wege, welche die Menschen für die Verrichtung ihrer Geschäfte zurücklegen

15 «Längst leiden nicht nur Arme unter der Situation»

Die ETH-Professoren Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner sind Spezialisten für Stadtentwicklung in den Slums und Favelas des Südens

17 Facts & Figures

HORIZONTE



18 In Haiti hilft sich jeder selbst

Bald zwei Jahre nach der Jahrhundertkatastrophe leben weiterhin über eine halbe Million Menschen in provisorischen Lagern

21 Aus dem Alltag von...

Marie Schärli, Interimsleiterin des Kompetenzzentrums für den Wiederaufbau in Haiti

22 Hier sind Journalisten Priester

Der Haitianer Jonas Laurince über die Stellung der Medien in seiner Heimat

DEZA



23 Superhirne zu Besuch

Im Rahmen des EU-Erweiterungsbeitrags schliessen ausländische Forscherinnen und Forscher ihre Studien in der Schweiz ab

24 Mit Zimmerdecken gegen Energieverschwendung

Bis 2015 will Südafrika seinen Energieverbrauch markant senken – auch mit Unterstützung der DEZA

25 Soforthilfe für Nordafrika

Nach den Volksaufständen stehen die arabischen Länder vor grossen Herausforderungen – die Schweiz hilft

FORUM



27 Das Geschäft mit der Saat

Gentechnisch verändertes Saatgut polarisiert – hier genauso wie in Entwicklungsländern

30 Das Aschenbrödel aus Las Barrancas

Carte blanche: Der Bolivianer Rafael Alberto Sagárnaga López über die 13-jährige Marisela und ihre erste Party

KULTUR



31 Humor, Kunst, Kultur und Wut

Der ägyptische Schriftsteller Khaled Al Khamissi über «Fassadendemokratien» und die Rolle der Kultur bei den Revolutionen in den arabischen Ländern

3 Editorial

4 Periskop

26 Einblick DEZA

26 Was eigentlich ist... die Wertschöpfungskette?

33 Service

35 Fernsucht mit

Séverine Cornamusaz

35 Impressum

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



FDSE/Marcel Nückler

Lebensqualität hier, Slums dort – es ist Zeit, unsere Erfahrungen zu teilen

In den meisten Entwicklungsländern wächst die städtische Bevölkerung bedeutend stärker als in den europäischen Industriestaaten. Hauptursache dafür ist die Zuwanderung aus ländlichen Gebieten – wie einst in Europa während der Industrialisierung. Viele Menschen kommen in die Städte, weil sie nach besseren Lebenschancen Ausschau halten. Andere werden in die Städte getrieben, weil es an ihrem bisherigen Wohnort keine Bleibe mehr gibt, etwa wenn ihre Dörfer von Konflikten und Kriegen heimgesucht sind. Für viele Menschen ist der Weg in die Stadt jedoch ein Weg in eine unerfüllte Hoffnung.

Heute gehört Armut ins Bild der Metropolen. Bei meinem ersten Arbeitseinsatz in Afrika vor mehr als zwanzig Jahren wurde mir dies dramatisch vor Augen geführt. In der nigerianischen Millionenstadt Lagos gab es direkt neben den schönen residenziellen Quartieren sogenannte Shanty Towns: Hüttsiedlungen aus Holzabfällen, Wellblech und Plastikplanen. Dort gab es weder Trinkwasser noch eine Kanalisation. Hatte jemand elektrischen Strom, war er illegal angezapft. Über den Hüttendächern lagen Gestank und bläuliche Rauchschwaden. Heute lebt ein Sechstel der Menschheit in Shanty Towns. Viele dieser Slums sind so gross, dass sie selber – von der Grösse her – eine Stadt sind.

Als ich eines Tages im Quartier unterwegs war, sah ich Strassen voller aufgeregter Leute. Wild gestikulierend rannten Männer mit ihren Holzkarren und überladenen Fahrrädern umher. Frauen trugen noch grössere Lasten als üblich auf den Köpfen und eilten mit Kindern im Schlepptau weg. Was war geschehen? Bulldozer waren aufgefahren und haben das ganze elende Quartier in wenigen Stunden platt gemacht. Mitsamt einer Schule,

die von der amerikanischen Entwicklungshilfe finanziert wurde.

Für die Entwicklungszusammenarbeit stellen sich wichtige Fragen im Zusammenhang mit der Armut in den Städten: Ist die Verstädterung ein Phänomen der nachholenden Entwicklung? Gehört die demografische Verlagerung vom Land in die Stadt zu einem vorgezeichneten Entwicklungspfad? Welche Rolle spielen Urbanisierungsfragen in der zukünftigen Entwicklungszusammenarbeit? Welche Lösungen eröffnen den Menschen die besten Perspektiven?

Auf vielen meiner Reisen werde ich von Gesprächspartnern nach einer Zusammenarbeit in der Stadtentwicklung gefragt. Zuerst habe ich mich darüber gewundert. Denn die Schweiz gehört zu denjenigen Ländern, die am wenigsten Erfahrungen mit Slums haben. Dann fand ich den Grund heraus. Selbst in den armen Ländern des Südens – und wahrscheinlich selbst unter Slumbewohnern – ist bekannt, dass sich drei der Städte mit der weltweit höchsten Lebensqualität in unserem Land befinden: Zürich, Basel und Genf. Es ist Zeit zu überlegen, wie wir unsere Erfahrung teilen können.

*Martin Dahinden
Direktor der DEZA*

Periskop

2 Millionen Teenager HIV-positiv

(bf) Jugendliche in Entwicklungs- und Schwellenländern tragen ein besonders hohes Aids-Risiko. Wie aus einem Bericht hervorgeht, den das Kinderhilfswerk Unicef mit anderen UN-Organisationen und der Weltbank veröffentlichte, leben weltweit rund zwei Millionen Teenager zwischen 10 und 19 Jahren mit dem HI-Virus – die meisten von ihnen in den afrikanischen Ländern südlich der Sahara. Viele der Jugendlichen wissen nicht von ihrer Infektion, da sie keinen Zugang zu vertraulichen Beratungs- und Testmöglichkeiten haben. Unicef fordert deshalb Aufklärungs- und Hilfsprogramme für alle Jugend-

lichen. Gemäss dem Hilfswerk infizieren sich täglich weltweit 2500 Heranwachsende zwischen 15 und 24 Jahren mit dem HI-Virus. Damit entfallen nahezu jede zweite Ansteckung auf diese Altersgruppe. Das höchste Risiko tragen Mädchen und junge Frauen: Ihnen fehlen oft die nötigen Informationen und sie haben kaum Möglichkeiten, über ihre Sexualität selbst zu bestimmen.

www.unicef.org (Suche: Aids)

Verschwendung

(bf) Zwischen 1960 und 2000 hat sich die Zahl der Menschen verdoppelt. Und noch in diesem Jahr wird die 7-Milliarden-Marke überschritten. Sollte es nicht bald gelingen, die landwirtschaftliche Produktion drastisch



Pierre Gleizes/REA/laif

zu verbessern, müssten alle den Gürtel enger schnallen, sagte UNO-Generalsekretär Ban Ki Moon am Weltbevölkerungstag im Juli. Gleichzeitig gibt es eine «verschwenderische Nachlässigkeit gegenüber Nahrungsmitteln», sagt Tristram Stuart, einer der Autoren des Worldwatch-Berichts 2011. Demnach bestehen in den Industrienationen 40 Prozent der Nahrungsmittelverluste aus geniessbaren Lebensmitteln, die von Händlern oder Konsumenten aus verschiedenen Gründen in den Abfall geworfen werden – etwa weil das Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist oder die Lagerkapazitäten erschöpft sind. Zudem werden tonnenweise Lebensmittel wegen angeblicher Schönheitsfehler oder erschöpfter Quoten nicht vermarktet. In den afrikanischen Ländern hingegen sind vor allem die schlechten Lagerbedingungen sowie eine mangelhafte Infrastruktur Hauptursachen für grosse Verluste.

www.worldwatch.org

Bekämpfte Parasiten

(bf) Die Familie der Trypanosomatida-Parasiten ist Überträgerin für eine Reihe schwerer Erkrankungen wie die afrikanische Schlafkrankheit, die Chagas-Krankheit sowie die Leishmaniose, an denen

Millionen Menschen leiden. Alleine mit der Leishmaniose sind weltweit ungefähr zwölf Millionen Menschen infiziert, wovon die meisten in Entwicklungsländern leben. Mit bestehenden Medikamenten kann die Krankheit nur unzureichend behandelt werden, da einerseits starke Nebenwirkungen auftreten und andererseits die Parasiten schnell resistent werden. Forscher und Forscherinnen der Universität Modena und Reggio Emilia, des Heidelberger Instituts für Theoretische Studien sowie des De Duve Institut in Belgien haben nun neue antiparasitäre Verbindungen identifiziert, die ein wichtiges Enzym des Parasiten und damit dessen Wachstum hemmen. Solche Verbindungen können helfen, diese Krankheiten effektiver – und vor allem mit weniger Nebenwirkungen – zu bekämpfen.

www.h-its.org

(Suche: Trypanosomatida)

Hier Konsum, dort Treibhausgase

(bf) Reiche Länder sind zunehmend für den übermässigen Ausstoss von Treibhausgasen in ärmeren Ländern verantwortlich. Durch ihren Konsum verursachen die meisten Industrieländer dort mehr CO₂, als sie durch Klimaschutz in

Entwicklungsländer überholen Industrieländer

(bf) 2010 war weltweit ein Boomjahr für die erneuerbaren Energien. Die Investitionen auf diesem Sektor stiegen um 32 Prozent und liegen nunmehr bei 211 Milliarden Dollar. Dies berichten das Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP), die Frankfurt School for Climate and Sustainable Energy

Finance sowie Bloomberg New Energy Finance in ihrem Bericht «Global Trends in Renewable Energy Investment 2011». Die Schwellen- und Entwicklungsländer – allen voran China – haben dabei die Hauptrolle für den erneuerbaren Wandel übernommen. Bei den Neuinvestitionen führt wie bis anhin die Windkraft 94,7 Mrd. Dollar (+30%), gefolgt von der Sonnenenergie mit 86 Mrd. (+52%), Biomasse und Müllverbrennung mit 11 Mrd. und Biotreibstoffe mit 5,5 Mrd.. Neu ist, so der Bericht, dass mit 72 Mrd. Dollar erstmals die Schwellen- und Entwicklungsländer mehr in erneuerbare Energien investierten als die Industriestaaten (70 Mrd.). Gründe dafür seien die fehlende Versorgung – 1,5 Mrd. Menschen leben noch immer ohne Strom –, der Klimawandel und die Suche nach Energiesicherheit.

www.unep.org



Chiaa Shen/Farros/Strates



ihren eigenen Grenzen einsparen. Dies hat ein internationales Wissenschaftlerteam in der ersten umfassenden Studie zu diesem Thema herausgefunden. Unter dem Klimaschutzabkommen des Kyoto-Protokolls haben sich Industrieländer zur Begrenzung ihres CO₂-Ausstosses verpflichtet. Für Schwellen- und Entwicklungs-

länder wurde auf eine solche Begrenzung verzichtet, um notwendiges Wirtschaftswachstum im Kampf gegen die Armut nicht zu behindern. Der steigende Konsum in Industrienationen verursachte jedoch einen derart hohen Emissionsanstieg in Entwicklungsländern, dass dieser die bis 2008 erreichten Emissionseinsparungen in

den Industrienationen um ein Fünffaches übersteigt. www.pnas.org (Suche: *Growth in emission transfers*)

Schwangere Minderjährige (bf) Einer Studie für Lateinamerika und die Karibik zufolge kommen auf 1000 junge Frauen im Alter von 15 bis 19 Jahren rund 110 Mütter. In Nicaragua entfallen gar 30 Prozent der Schwangerschaften auf Minderjährige. Die Zahlen lösen bei Experten nicht nur wegen des niedrigen Alters Besorgnis aus, sondern auch, weil diese Schwangerschaften mit vergleichsweise grösseren Todesrisiken verbunden sind. So ergab eine Untersuchung, dass in der Gruppe schwangerer Mädchen, die jünger als 15 Jahre alt sind, viermal mehr Mütter sterben als bei jungen Frauen im Alter von 20 Jahren und mehr. Neben der Tatsache, dass auch in Nicaragua



Silke Wernet/laif

junge Mädchen immer früher sexuell aktiv werden, sieht die lokale Nichtregierungsorganisation Pro Familia als Grund für die übermässig hohe Zahl minderjähriger Mütter insbesondere das Defizit in der Sexualerziehung in der Schule.

Zebras in La Paz

Seit 2007 lebt mehr als die Hälfte der Menschheit in Städten – Tendenz steigend. In Bolivien sind es gar drei Viertel der zehn Millionen Einwohner. Allein in La Paz/El Alto ist die Bevölkerung seit 1950 von einer Viertelmillion auf fast zwei Millionen angewachsen. Die massive Abwanderung aus ländlichen Gebieten in städtische Ballungsräume stellt insbesondere in Entwicklungsländern sowohl die Stadtbevölkerungen wie die Behörden vor grosse Herausforderungen. Eine Reportage aus der bolivianischen Metropole von Gabriela Neuhaus.





Gabriela Neuhäus (2)

La Paz und El Alto breiten sich auf über 200 Quadratkilometern aus, doch erst in jüngster Zeit kümmert man sich gezielt um die Entwicklung der einzelnen Quartiere.

Kurz vor Mittag im Zentrum von La Paz: Hupende Minibusse und Taxis versperren sich gegenseitig den Weg. Bremsen quietschen, ein Fahrer flucht. Geschäftige junge Männer und Businessfrauen drängen sich an Müttern mit Kindern vorbei, die ihnen den Weg versperren, und ein Strassenhändler versucht, mit seinem Holzkarren die Strasse zu überqueren.

Da eilt leichtfüßig tänzelnd ein Zebra herbei und nimmt einen sechsjährigen Jungen an der Hand. Kaum ist der Kleine mit seiner Mutter auf dem gegenüberliegenden Trottoir angelangt, winkt ein zweites Zebra freundlich einen Bus sowie die folgenden Autos vorbei und stoppt zwei junge Männer mit Handy am Ohr, die bei Rot die Strasse überqueren wollen. Dann dreht es sich blitzschnell um die eigene Achse, um einen Minibus zum Weiterfahren zu bewegen, solange dessen Ampel auf Grün steht.

Urbane Lebensformen näher bringen

Zehn Jahre ist es her, seit die Stadtverwaltung von La Paz erstmals als Zebras verkleidete Jugendliche einsetzte, um den Menschen Verkehrs- und Verhaltensregeln in der Stadt näher zu bringen. «Damals wusste niemand, wofür Fussgängerstreifen da sind», erinnert sich die 34-jährige Carmen, ein Zebra der ersten Stunde. Heute ist die Herde von

mittlerweile 240 Cebritas, wie sie von den Paceaños liebevoll genannt werden, eine Institution in der Stadt. Ihre Aufgaben beschränken sich längst nicht mehr auf die Verkehrserziehung: Als Vermittlerinnen und Vermittler von urbanen Lebensregeln besuchen die Zebras auch Schulen und Quartiere, wo sie den Leuten zeigen, wie Abfall getrennt entsorgt oder Lärm vermieden werden kann. Ebenfalls stadtbekannt sind ihre Kampagnen gegen Alkohol und gegen Gewalt in der Familie.

In den Anzügen stecken meist junge Menschen, viele aus schwierigen Verhältnissen. «So wie wir uns in diesem Projekt verändert haben, verändern wir auch die Stadt», schwärmt die 28-jährige Amanda. Als älteste Tochter einer kinderreichen Familie musste sie ihrer Mutter beim Strassenverkauf von Kleidern helfen, bis sie vor acht Jahren zum Team der Cebritas stiess. Heute absolviert sie eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin, ihr Herzblut gehört aber nach wie vor den Zebras; im gestreiften Kostüm vermittelt sie auf spielerische Art und Weise, was sie selber erlebt hat. «Sobald du dich in den Strassen der Stadt wie in deinem eigenen Haus bewegst, änderst du dein Verhalten», sagt sie. «Du beginnst die Stadt zu lieben, übernimmst Verantwortung und wirst dir bewusst, dass sie ein Haus ist, das dir nicht allein gehört, sondern das du mit vielen andern teilst.»

Verstädterung

Im Jahr 2007 lebten laut Statistik des UN-Programms für menschliche Siedlungen Habitat erstmals mehr als die Hälfte der Menschen weltweit in städtischen Gebieten – 1950 war es erst jeder Vierte. Von 1950 bis 2000 wuchs die in Millionenstädten lebende Bevölkerung fast dreimal so rasch wie die urbane Bevölkerung insgesamt. Die am stärksten verstädterte Region der Welt ist Lateinamerika und die Karibik: 78 Prozent der 590 Millionen Menschen leben dort in städtischen Zonen.

Urbanität

(lateinisch urbs = Stadt) Städtische Lebensqualität beinhaltet Zusammenleben, Weltoffenheit, Infrastruktur etc. Urbane Lebensformen sind heute auch oft in ländlichen Gebieten anzutreffen.

Urbanisierung

Prozess der Ausbreitung städtischer Lebens- und Verhaltensweisen – dazu gehören nebst physischer Ausbreitung von städtischen Siedlungsgebieten auch sozialpsychologische und sozialökonomische Komponenten.

Städtische Lebensqualität unter der Lupe

Die unabhängige Bürgerinitiative «Observatorio La Paz cómo vamos» publizierte im Sommer 2011 die Resultate einer repräsentativen Umfrage bei der Bevölkerung von La Paz über ihre Zufriedenheit und Wünsche: 45 Prozent der Befragten gaben an, dass sich die Lebensqualität in den letzten Jahren verbessert habe. Nur gerade neun Prozent waren mit den Leistungen der Stadtregierung unzufrieden. Die grössten Sorgen bereitet den Pazeños die Sicherheitsituation – Kriminalität, Drogen sowie häufige Demonstrationen oder Strassenblockaden führen dazu, dass sich viele unsicher fühlen – gefolgt von der Verkehrssituation. Im Rahmen des «Observatorio La Paz cómo vamos», das von Solidar Suisse und der DEZA unterstützt wird, sind weitere vertiefende Studien geplant. Die Initiative hat zum Ziel, die Partizipation der Bevölkerung am politischen Geschehen zu verbessern und ihre Anliegen vermehrt und gezielt in die politischen Entscheidungsprozesse einzubringen. www.lapazcomovamos.org

Gabriela Neuhäus (3)



Immer wieder gibt es Erdbeben: Als im Februar 2011 ein ganzes Quartier abrutschte wurden 800 Häuser zerstört und über 5000 Menschen obdachlos.

Die Zebras sind heute Teil der Abteilung Städtische Lebenskultur (Cultura Ciudadana), die 2005 vom damaligen Bürgermeister geschaffen wurde und zum Ziel hat, den Einwohnerinnen und Einwohnern von La Paz urbane Lebensformen näher zu bringen. Dies ist wichtig, weil ein Grossteil der Bevölkerung vom Land zugewandert und mit den Anforderungen, die das Zusammenleben von Hunderttausenden von Menschen auf engem Raum mit sich bringt, nicht vertraut ist.

In Kursen und Kampagnen sowie in enger Zusammenarbeit mit den Schulen werden Themen wie Lärm, Ordnung, Alkoholismus oder Sauberkeit und Gesundheit angegangen. «Neu haben wir auch Risikoprävention in unser Programm aufgenommen», sagt Patricia Grossman Saenz, Leiterin der Abteilung Städtische Lebenskultur. «Und künftig wollen wir vermehrt Umweltfragen, inklusive Wasser- und Luftqualität ansprechen.»

Flucht in die Stadt

La Paz wurde 1548 von den spanischen Konquistadoren als Handelsstation zwischen der damals boomenden Silbermetropole Potosí und der Hafenstadt Callao gegründet. Die Kolonialisten gaben den ursprünglichen Standort auf dem Hochplateau bald auf: Weil sie immer wieder von den Einheimischen angegriffen wurden, und weil der Tal-

kessel des Choqueyapu-Flusses, wo sich schon in vorkolonianer Zeit zahlreiche Handelswege gekreuzt hatten, ein milderer Klima bot.

Am zentralen Stellenwert des Handels für die Wirtschaft und Entwicklung der Region hat sich bis heute nichts geändert. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass die Stadt La Paz in den 450 Jahren ihres Bestehens von schweren wirtschaftlichen Einbrüchen, wie sie die einstigen Hochburgen des Bergbaus erlitten, verschont geblieben und für Hunderttausende zu einem Zufluchtsort geworden ist.

Wie einst in Europa arme und rechtlose Bauern dem Ruf «Stadtluft macht frei» folgten und ihr Glück in den neu gegründeten Städten suchten, zogen in den 1950er-Jahren Hunderttausende benachteiligter Campesinos in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach La Paz. Eine zweite grosse Einwanderungswelle erfolgte ab 1976, ausgelöst durch Krisen und Privatisierungen im Bergbau sowie durch Hunger und Armut auf dem Land, wo Naturkatastrophen wie Erdbeben und Überschwemmungen die prekären Lebensbedingungen noch verschärften.

Immer wieder Erdbeben

Innerhalb von 50 Jahren stieg die Zahl der Menschen in La Paz/El Alto von 267000 auf heute



Als Zebras verkleidete Jugendliche – viele von ihnen stammen aus schwierigen Verhältnissen – vermitteln urbane Lebensregeln, sei dies bezüglich Verkehrserziehung, Abfallentsorgung oder Lärmbekämpfung.



knapp zwei Millionen. Diese Bevölkerungsexplosion führte zu neuen städtischen Phänomenen: Die massive Zuwanderung von mittellosen Bauern und

Arbeitern hatte zur Folge, dass sich Armut nun auch in der Stadt auf breiter Basis etablierte. Überall, wo es noch freien Platz gab, liessen sich Menschen nieder. Die Migrantinnen und Migranten nahmen auch die gefährlichen steilen Hänge in Beschlag, und weil der Talkessel von La Paz nur beschränkt Platz bietet, breitete sich die Agglomeration auf dem Hochplateau in El Alto, 4100 Meter über Meer weiter aus.

«Über 50 Jahre lang wuchs die Stadt ohne irgendwelche Planung», sagt Luis Revilla, seit 2010 Bürgermeister von La Paz. «Während Jahrzehnten haben die Paceños ganze Stadtteile, inklusive Strassen und Infrastruktur selber gebaut.» Der 39-jährige Bürgermeister sieht sich deshalb heute mit einem schwierigen Erbe konfrontiert: «Die Sicherung der bestehenden Quartiere hat erste Priorität: La Paz ist eine Stadt mit grossen geologischen und hydrologischen Risiken. Diese müssen entschärft werden, bevor wir an eine künftige Stadtplanung denken können.»

Immer wieder kommt es zu gravierenden Erdbeben – 60 Prozent der Stadt sind auf unsicherem Grund gebaut. In den letzten Jahren haben die Niederschläge während der Regenzeit an Heftigkeit gewonnen, was die Gefahr zusätzlich verstärkt. Wie durch ein Wunder gab es keine Toten, als im Februar 2011 ein ganzes Quartier abrutschte: 800

Abfall als Chance

In La Paz fallen täglich rund 400 Tonnen Abfall an, für deren Lagerung die Stadt teures Geld bezahlt. Dies müsste nicht sein, sagt Matthias Nabholz, Umweltingenieur und Projektleiter bei Swisscontact. Laut Berechnungen der Entwicklungsorganisation birgt der Abfall in Bolivien ein wirtschaftliches Potenzial, mit dem 20000 Arbeitsplätze geschaffen werden könnten. Voraussetzung: Der Abfall wird getrennt gesammelt und konsequent wiederverwertet. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung sind die Ecoconvencindarios (Ökoquartiere), wie sie mit Unterstützung von Swisscontact in 26 Quartieren von La Paz und El Alto lanciert worden sind. Im Barrio Anutha Hansa Anutha zum Beispiel schiebt Magdalena Catisaya ihren Sammelwagen zweimal wöchentlich von Tür zu Tür, um Abfall einzusammeln und für den Verkauf an Recycling-Unternehmen vorzubereiten. Zusammen mit ihrem weiteren Einkommen als Haushaltsgehilfin bestreitet sie so ihren Lebensunterhalt. www.swisscontact.org



Gabriela Neuhaus (2)



Ohne die Erträge des eigenen Stücks Land im Heimatdorf käme für viele Zugewanderte in der Stadt kaum genügend Essen auf den Tisch – so auch bei der siebenköpfigen Familie von Doña Máxima und Don René (oben) und der fünfköpfigen Familie von Filomena Annatea Chyma.

hatten, sei zu gross. Zudem würden sie das raue Klima auf dem Altiplano nicht ertragen, sagen sie.

Armut und Hoffnung

In El Alto, das sich 1985 von La Paz losgesagt hat und heute eine eigenständige Stadt ist, leben allerdings schon seit einigen Jahren mehr Menschen, als in La Paz. Hier hat es noch Platz. Entsprechend gross ist die Zuwanderung vom Land. Die meisten Menschen, die sich in El Alto neu niederlassen, gehören zu den Ärmsten: Sie haben keinen Beruf erlernt, manche können weder lesen noch schreiben. Im Gegensatz zum Dorf bietet ihnen die Stadt unzählige Möglichkeiten, etwas Geld zu verdienen, um sich und ihre Familien über Wasser zu halten. So pendeln täglich 300 000 Menschen von El Alto nach La Paz hinunter, wo sie als Kehrrichtmänner, Wächter oder Schuhputzer – aber auch als Dienstmädchen und Köchinnen in Haushalten der Mittel- und Oberschicht ein Auskommen finden.

Umgekehrt verirrt sich kaum je ein Paceño nach El Alto. Mit einer Ausnahme: Jeweils donnerstags und sonntags locken das immense Angebot und die günstigen Preise der «Feria 16 de Julio», einem der grössten Märkte Lateinamerikas, sogar Wohlhabende aus dem Nobelquartier Zona Sur für einen Einkaufsbummel auf das Hochplateau. Mercedes Castro verkauft am Eingang zum Markt, wo die Käuferinnen und Käufer aus der Stadt hochsteigen, Hautcrèmes für 12 Bolivianos (rund 1.30 Franken). Das gleiche Fabrikat koste, sagt sie, in der Zona Sur von La Paz ein Mehrfaches. Auch Gregoria Ayla, die seit acht Jahren einen erfolgreichen Kleiderhandel betreibt, begrüsst an ihrem Stand Stammkunden aus La Paz: Nebst billigen Altkleidern aus dem Ausland, die hier trotz Importverbot in grossen Mengen angeboten werden, hat sie auch Kleider mit berühmten Markennamen wie Adidas oder Nike im Sortiment.

Prekäre Bedingungen, extreme Armut

Die «Feria 16 de Julio», wie überhaupt das ganze wirtschaftliche Treiben in El Alto, unterliegt eigenen Gesetzen, auf die der Staat kaum Zugriff hat. Laut Schätzungen leben rund 70 Prozent der Bevölkerung vom Handel. Viele allerdings mehr schlecht als recht: Zwar hat sich das einstige Elendsviertel von La Paz in den letzten Jahren stark entwickelt – mittlerweile gibt es auch in El Alto zahlreiche Produktionsbetriebe, Wohlstand und Mittelstandsquartiere. Doch ein Grossteil der Bevölkerung lebt nach wie vor unter prekären Bedingungen und in extremer Armut.

«Wir kämpfen – Tag für Tag», sagt Don René, der mit seiner Frau Máxima und den fünf Kindern in einer bescheidenen Unterkunft am Rand von El

Vorbild Bogotá

Zahlreiche Projekte und Ideen, die heute in La Paz und anderen Städten Lateinamerikas umgesetzt werden, orientieren sich an der Philosophie von Antanas Mockus, dem ehemaligen Bürgermeister von Bogotá. Mit Hilfe unkonventioneller Ansätze verwandelten er und sein Nachfolger Enrique Peñalosa die einst korrupte und gefährliche Hauptstadt Kolumbiens ab 1995 in eine Vorzeigemetropole. Ein zentrales Anliegen von Mockus war es, die Bevölkerung in die Verantwortung zu nehmen, was ihm über weite Strecken gelang. So konnte er unter anderem 63 000 Menschen dazu bewegen, freiwillig zehn Prozent Zusatzsteuern zu bezahlen oder die Bevölkerung zum Wassersparen motivieren. In La Paz gehen zahlreiche Projekte wie der Einsatz der Zebras im Stadtverkehr, das «Observatorio La Paz cómo vamos» oder das Projekt «La Paz-Bus» (siehe Artikel S. 14) auf Initiativen und Vorbilder aus Bogotá zurück.

Häuser wurden zerstört, über 5000 Menschen obdachlos. «Ein Leben lang haben wir für unser Haus gearbeitet, jetzt stehen wir vor dem Nichts», klagt die Lehrerin Catalina Eulate. Seit Monaten lebt sie mit ihrer Familie in einer der dürftig gezimmerten Notunterkünfte.

Wie es mit ihnen weiter geht, wissen die Menschen hier nicht. Manche würden gerne zurück, doch ob der Hang genügend stabil ist, muss zuerst untersucht werden. Andere haben Angst, hoffen auf ein Stück Land an einem sicheren Ort. Angesichts des akuten Platzmangels in La Paz dürfte dies allerdings schwierig sein. Der Staat hat den Opfern deshalb neue Unterkünfte in El Alto angeboten. Doch die meisten lehnten ab: Die Distanz von El Alto nach La Paz, wo sie ihr bisheriges Lebenszentrum



Bolivians grösste Städte

(Anzahl Einwohner)

Santa Cruz	1 452 000
El Alto	960 000
La Paz	840 000
Cochabamba	595 000
Sucre (Hauptstadt)	256 000
Oruro	217 000

La Paz und El Alto in Zahlen

La Paz auf 3600 m ü. M. und El Alto auf 4100 m ü. M. bilden zusammen mit einer Bevölkerung von rund 2 Millionen auf 200 km² das grösste und bevölkerungsreichste Stadtgebiet Boliviens.

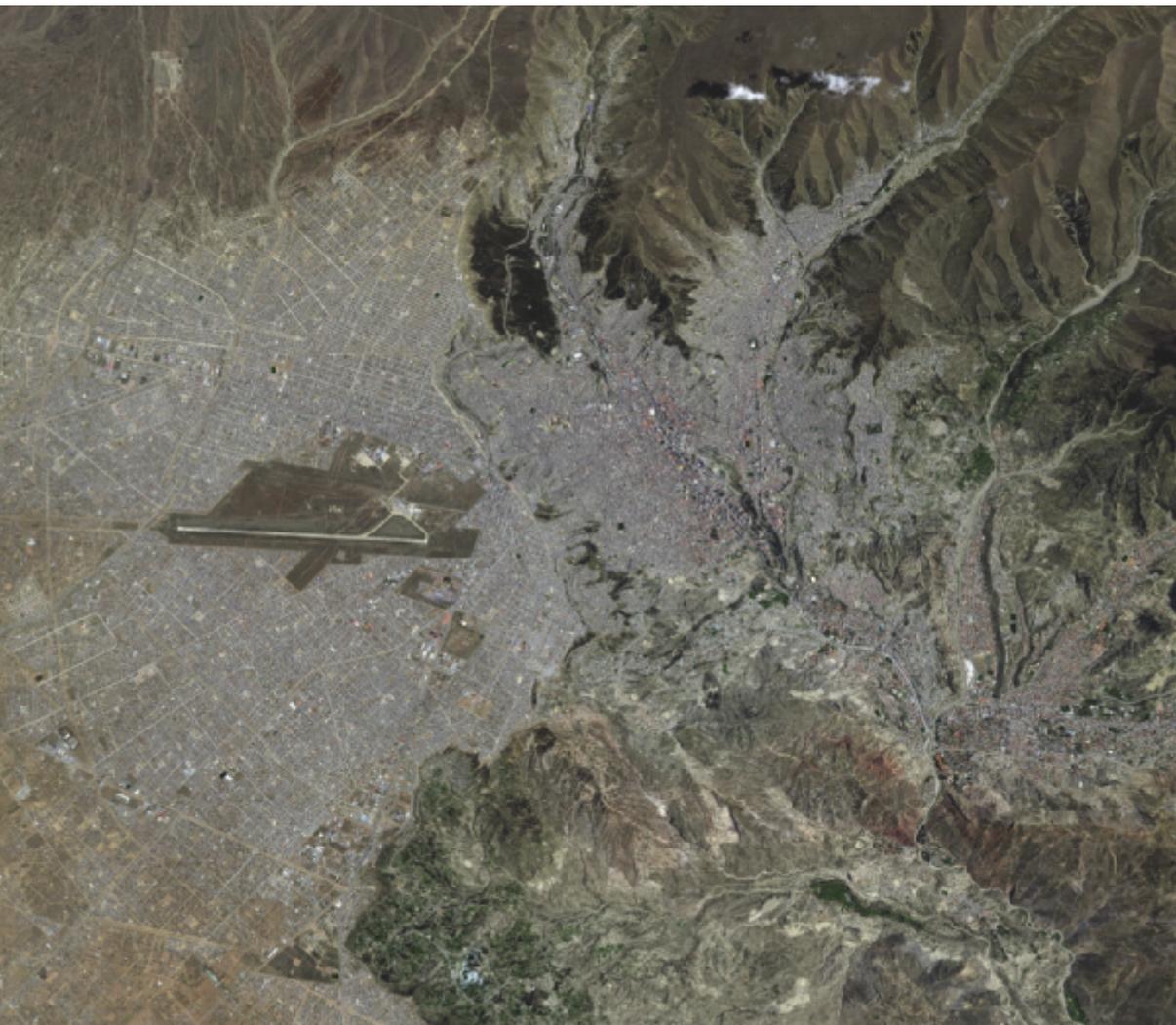
Bevölkerungsentwicklung

	La Paz	El Alto
1950	256 000	11 000
2001	793 000	650 000
2010	840 000	960 000

(2001 Volkszählung; 2010 Hochrechnung)

Bevölkerungswachstum pro Jahr

La Paz	+ 1,4%
El Alto	+ 8,4%



Obwohl 500 Höhenmeter und politisch voneinander getrennt, sind die beiden Städte El Alto (mit Flughafen) und La Paz längst zu einer einzigen riesigen Metropolregion verschmolzen.

Das Engagement der Schweiz

Traditionell fokussiert die DEZA in ihrem Engagement auf ländliche Entwicklung – so auch in Bolivien. Allerdings wurde, angesichts der zunehmenden Verstädterung des Landes, das Programm um einige Komponenten erweitert. So unterstützt die DEZA u.a. die Schaffung einer gemeinsamen Plattform der drei bolivianischen Städte La Paz, Cochabamba und Tarija. Solidar Suisse setzt im Auftrag der DEZA verschiedene Projekte in den Bereichen partizipative Gemeindeentwicklung sowie Gewaltprävention im städtischen Kontext um. Zudem unterstützt die DEZA verschiedene Projekte der Entwicklungsorganisation Swisscontact, die bereits seit 1999 in bolivianischen Städten präsent ist. Mit ihrem Engagement in den Bereichen Abfallentsorgung, Umwelt und Verkehr hat sie in der Vergangenheit verschiedentlich Impulse gesetzt, die über die städtische Entwicklung hinaus weisen: So basiert etwa der Entwurf für ein neues, fortschrittliches Abfallgesetz für ganz Bolivien auf Erfahrungen aus städtischen Projekten. www.deza.admin.ch (Suche: Länder, Bolivien) www.cooperacion-suiza.admin.ch/bolivia/



Gabriela Neuhäus (2)

Die Hälfte der 600 Quartiere von La Paz sind Armenviertel, die dringend Investitionen in ihre Infrastruktur benötigen.

Der Chip im Kopf

Die menschliche Lunge, abgebildet auf einer grossen Tafel in der Eingangshalle des Rathauses von La Paz, verfärbt sich je nach Luftqualität bedrohlich. Die Messeinrichtung ist Teil des von Swisscontact initiierten und von der DEZA finanzierten Programms «Aire Limpio», das heute von der Stadtregierung betreut wird. Die Initiative leistete in einer ersten Phase viel Sensibilisierungsarbeit bezüglich Luftverschmutzung und zielte darauf ab, Basisinformationen zur Luftqualität in den Städten zu generieren. Aktuell stehen u.a. die Verbesserung der Verkehrssituation in La Paz/El Alto sowie die Einführung regelmässiger Abgaskontrollen bei Fahrzeugen im Vordergrund. «Dabei geht es nicht nur darum, technische Normen zu erfüllen», betont Projektleiter Freddy Koch. «Viel wichtiger ist es, dass sich die Menschen der Zusammenhänge zwischen schlechten Abgaswerten und ihrer Gesundheit bewusst werden. Es geht darum, den Chip im Kopf auszuwechseln.»

Alto lebt. Immerhin haben sie Strom und fliessendes Wasser. Ihren Lebensunterhalt bestreitet die Familie mit Gelegenheitsarbeiten: Doña Máxima bestückt billiges Plastikspielzeug aus China mit Nylonbändern. Damit kann sie pro Tag bis zu 35 Bolivianos (rund 3.80 Franken) verdienen.

Don René, der seit einem Unfall behindert ist, arbeitet als Heiler und Seher. Viel kann er für seine Zukunftsprognosen, die er aus Coca-Blättern liest, nicht verrechnen, da seine Kundschaft ebenfalls arm ist. Der Speisezettel der Familie ist entsprechend bescheiden: Zum Frühstück gibt es Tee und etwas Brot, am Mittag eine dünne Suppe. Gemüse und Milch können sie sich nicht leisten. Umso willkommener ist das Frühstück für die Kinder, das in den Schulen abgegeben wird. Wie viele der vom Land Zugewanderten besitzt Doña Máxima zudem in ihrem Heimatdorf noch ein Stück Land. Damit kann sie die Familie mit Kartoffeln versorgen.

Auch für Filomena Annatea Chyma, die vor zwei Jahren mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern nach El Alto gezogen ist, sind die Kartoffeln und das Quinoa-Getreide aus dem Dorf überlebenswichtig. «Wenn mein Mann auf dem Bau keine Arbeit findet, mangelt es uns an allem – in der Stadt dreht sich alles ums Geld», klagt sie. «Das Leben in der Stadt ist schwierig: Gas, Wasser, Abfall – alles kostet», bestätigt Doña Jacinta. Ihre Freundin Andrea Cancari nickt und zieht ein Säckchen mit Coca-Blättern aus der Schürzentasche: «Davon kauen wir den ganzen Tag – das stillt den Hunger.»

Viel Hoffnung, wenig Geld

Trotz aller Schwierigkeiten zieht es die Menschen weiterhin vom Land in die Stadt: Jährlich wächst die Bevölkerungszahl von El Alto um über acht

Prozent. Auch Nelson Sapata und seine Frau Alicia Caguan versuchen, genügend Geld zusammenzubringen, um sich in El Alto ein Backsteinhaus zu bauen. In der Stadt erhoffen sie sich für ihre beiden Kinder eine bessere Zukunft. Vorläufig pendelt das junge Paar aus Sapahaqui, einem Dorf rund 90 Kilometer südlich von El Alto, noch zwischen Land- und Stadtleben hin und her. Mit ihrer Arbeit auf einer kleinen Baustelle hoch über La Paz verdienen die beiden im Tag rund 18 Franken. Im Dorf bewirtschaften sie Fruchtbäume. «Die 50 Quadratmeter Land, die uns gehören, reichen nicht aus, um eine Familie zu ernähren», sagt Nelson, und Alicia ergänzt: «Wir müssen dorthin ziehen, wo wir Geld verdienen können.»

Ernährungskrise trotz Ressourcen

«Heute leben in Bolivien gerade noch 25 Prozent der Bevölkerung auf dem Land, der Rest ist in den Städten. Das ist ein grosses strukturelles Problem», beschreibt Walter Delgadillo, Minister für öffentliche Arbeiten, die aktuelle Situation. «Die Migration ist so gravierend, dass sie eine Ernährungskrise provoziert – in einem Land, das eigentlich genügend Ressourcen hätte.» Um dieser Entwicklung entgegenzusteuern, investiert die bolivianische Regierung von Evo Morales in die dringend notwendige Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Land: In den letzten Jahren erhielten zahlreiche Dörfer erstmals Wasser- und Stromversorgung, Transportwege werden gebaut, bis 2020 soll in ganz Bolivien der Zugang zu modernen Telekommunikationsmitteln gewährleistet sein. «Man soll nicht mehr vom Land fliehen müssen. Wir wollen den Menschen Perspektiven schaffen, die sie zum Bleiben bewegen – oder gar zu einer Rückkehr», stellt der Minister in Aussicht.



Strassenfeste gehören zum festen Bestandteil des städtischen Kultur- und Wirtschaftslebens der bolivianischen Metropole.

Die flächendeckende Versorgung mit Basisinfrastruktur ist allerdings nicht nur auf dem Land ein Problem, auch in den Städten gibt es einen riesigen Nachholbedarf. In El Alto zum Beispiel verfügt nur eine Minderheit der Quartiere über Kanalisationsanlagen. Die Abfallentsorgung funktioniert in weiten Teilen der Stadt überhaupt nicht und viele Häuser sind weder an die öffentliche Strom- noch an die Wasserversorgung angeschlossen. Meist sind es die Ärmsten in den entlegenen Aussenquartieren, die Wasser am Brunnen holen oder für teures Geld von privaten Händlern kaufen müssen.

«Barrios de Verdad»

In La Paz ist man in dieser Hinsicht ein Stück weiter: Seit gut zehn Jahren ist hier eine Stadtverwaltung am Werk, die durch ihr konsequentes und zielgerichtetes Handeln schon viel erreicht hat. Es fällt auf, wie aufgeräumt und gepflegt die Innenstadt ist. Liebevoll gestaltete Blumenbeete findet man aber nicht nur auf der zentralen Plaza Murillo oder an der eleganten Avenida del Prado, sondern auch in den armen Aussenquartieren. Grossflächige Fotografien und bunte Gemälde schmücken Betonwände und Stützmauern entlang von Autostrassen und in den Barrios.

Dies, obschon Armut auch in La Paz ein zentrales Thema ist: Die Hälfte der insgesamt 600 Barrios sind Armenquartiere und benötigen dringend Investitionen. Die umgerechnet 12000 Franken pro Jahr, die jedes Quartier für den Unterhalt aus der Stadtkasse erhält, sind hier nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Deshalb wurde vor vier Jahren das Programm «Barrios de Verdad» (Wirkliche Quartiere) geschaffen, das zum Ziel hat, nach und nach alle armen Quartiere zu sanieren und aufzuwerten.

Von La Paz nach Indien

Pro Quartier wird eine einmalige Investitionssumme in der Grössenordnung von 400 000 Franken zur Verfügung gestellt. Je nach Bedarf setzen die Barrios dieses Geld für die Verbesserung von Strassen- und Weginfrastruktur ein, für die Installation von sanitären Anlagen und die Verbesserung der Kanalisation – oder sie bauen Sportplätze, legen Pärke an, investieren in Gemeinschaftszentren und Strassenlampen. «Solche Massnahmen bringen beeindruckende Veränderungen in die Quartiere», sagt Bürgermeister Luis Revilla. «So können etwa Mütter dank der Kindergärten, die in den neuen Gemeinschaftszentren angeboten werden, ihre Kleinen in Obhut geben. Dadurch erhalten sie Freiräume, können Workshops besuchen und sich weiterbilden.»

Bereits wurden 47 sanierte «Barrios de Verdad» eingeweiht – weitere 54 sind in Arbeit oder Planung. Aufgrund der bisherigen Erfolge will die Weltbank, die das Projekt mitfinanziert, diesen Ansatz für die Sanierung von Slums auch in Indien umsetzen. Dies erfüllt Luis Revilla mit Stolz und lässt ihn hoffen, dass dank der guten Resultate auch seiner Stadt genügend Entwicklungsmittel zur Verfügung gestellt werden, um in den kommenden zehn Jahren die verbleibenden 200 Armenquartiere in «Barrios de Verdad» zu verwandeln.

Diese Hoffnung ist – weitere politische Stabilität in der bolivianischen Regierungsstadt vorausgesetzt – nicht unrealistisch. Immerhin hat die Stadtverwaltung in den letzten zehn Jahren gezeigt, dass sie trotz enormer Bedürfnisse und beschränkter Mittel in der Lage ist, durch innovative Projekte und gezieltes Handeln die Lebensqualität in La Paz für breite Bevölkerungsschichten zu verbessern. ■

Feste und Proteste

Musik und Knallkörper übertönen das Rauschen des Verkehrs. Vom Bürofenster der Abteilung Cultura Ciudadana fällt der Blick auf die Gruppe tanzender und musizierender Menschen, die den Verkehr auf der Hauptverkehrsachse lahmlegen. «Die Bürgerinnen und Bürger von La Paz und El Alto wissen den öffentlichen Raum für ihre Zwecke zu nutzen», lacht Abteilungsleiterin Patricia Grossman Saenz. Berüchtigt und gefürchtet sind die Strassenblockaden, mit denen Unzufriedene ihre Forderungen an die Öffentlichkeit tragen und die nicht selten zu Versorgungsengpässen führen. Eine andere, allgegenwärtige Form der Strassenkultur sind die kulturellen Veranstaltungen und Feiern, mit denen die unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen ganze Quartiere während Stunden und Tagen in Musik- und Tanzplätze verwandeln. Sie dienen nicht nur der Pflege des kulturellen Erbes – sie sind auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor.

Herausforderung Verkehr

Je grösser eine Stadt, desto weiter sind die Wege, welche die Menschen für die Verrichtung ihrer Geschäfte zurücklegen müssen. Weltweit kämpfen Städte gegen den Verkehrskollaps. So auch La Paz, wo das Zentrum aufgrund der topografischen Situation ein Nadelöhr ist, in dem der Verkehr regelmässig zum Erliegen kommt.

(gn) Eineinhalb Stunden braucht Magdalena Catisaya für ihren Arbeitsweg von El Alto in den Süden von La Paz, wo sie drei- bis viermal wöchentlich als Putzfrau und Abfallsammlerin arbeitet. Weil sie dafür mehrmals das Sammeltaxi wechseln muss und jedes Mal wieder eine neue Fahrgebühr anfällt, geht die Reise auch ins Geld. «Mit dem bestehenden System bezahlen die Ärmsten, die in den entlegenen Quartieren leben, am meisten», sagt René Chavez Justiniano, Ingenieur und Projektkoordinator für öffentliche Verkehrsprojekte bei der Stadtverwaltung von La Paz. Es ist nicht das einzige Problem, das die Stadt mit dem Projekt «La Paz-Bus» in den Griff zu bekommen hofft.

Regionale Aufgaben

Ein Bussystem allein für La Paz macht keinen Sinn: Die Lösung der Transportprobleme ist – wie die Abfallentsorgung oder die Wasserversorgung – eine regionale Aufgabe, die im Grossraum La Paz/El Alto gemeinsam gelöst werden muss. «Wir arbeiten daran, die Behörden von El Alto von der Notwendigkeit des neuen Transportsystems zu überzeugen, obschon dies aus politischen Gründen schwierig ist», sagt Luis Revilla, Bürgermeister von La Paz. Verschiedene Projekte, wie etwa der Bau einer Luftseilbahnverbindung zwischen La Paz und El Alto, scheiterten bereits an den Differenzen der beiden Städte. Luis Revilla ist überzeugt, dass die Trennung El Altos von La Paz ein Fehler war: «Egoistisch könnte ich argumentieren: La Paz hat davon profitiert. Wären wir zusammengeblieben, müssten wir El Alto mit all seinen Mängeln und den armen Bewohnern, die keine Steuern bezahlen, mittragen. Dafür könnten wir den Metropolitanraum effizienter entwickeln, und El Alto ginge es heute besser.»

Spezialspur für Grossbusse

Heute ist das öffentliche Transportwesen fest in den Händen von privaten Fuhrunternehmen. Die meisten operieren mit 16-plätzigem Minibussen oder Gemeinschaftstaxis, die unterwegs immer wieder Passagiere ein- und ausladen. Niemand weiss, wie viele davon unterwegs sind. Fest steht: Es sind zu viele, was insbesondere im Zentrum von La Paz regelmässig zu Verkehrsstaus führt. Zudem machen sich die Fahrer mit Dumpingpreisen gegenseitig das Geschäft kaputt. «Heute sind wir täglich bis zu 16 Stunden unterwegs, bis wir genügend eingenommen haben, um unsere Kosten zu decken», klagt Taxi-Unternehmer Manuel Corazón. «Überall sind die Strassen blockiert, der Job wird immer anstrengender.»

Unter der Situation leiden Fahrer genauso wie Fahrgäste. Die Verbesserung des öffentlichen Transportwesens – täglich werden im Grossraum La Paz/El Alto schätzungsweise 1,8 Millionen Fahrten absolviert – ist denn auch ein primäres Legislaturziel der Stadtregierung. Unterstützt wird sie dabei unter anderem von der Entwicklungsorganisation Swisscontact.

Aufgrund umfangreicher Abklärungen und Machbarkeitsstudien entschied man sich nun für die Errichtung einer separaten Busspur auf der Hauptachse aus dem Süden von La Paz bis hinauf nach El Alto. Die Strecke soll mit Grossbussen für bis zu



Eines der primären Ziele der Stadtregierung von La Paz ist ein verbessertes öffentliches Transportwesen.

160 Passagiere bedient werden. Die Feinverteilung in die Barrios wird auch künftig von Minibussen und Sammeltaxis gewährleistet. Eine elektronische Fahrkarte berechnet die Streckenkosten und bucht sie automatisch ab, sodass das Umsteigen von einem Verkehrsmittel auf ein anderes nicht mehr zwingend zu Mehrkosten führen wird. ■

«Längst leiden nicht nur Arme unter der Situation»

Die Verstädterung unseres Planeten und deren Herausforderungen finden bisher zu wenig Beachtung, sagen die ETH-Professoren Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner. Ihr Interesse gilt der Stadtentwicklung in den Slums und Favelas des Südens, wo die Menschen auf engstem Raum und oft in prekären Verhältnissen leben. Interview von Gabriela Neuhaus.



Urban-Think Tank

Statt breite Strassen zu bauen gibt es manchmal andere Möglichkeiten: Eine Seilbahn mitten in der venezolanischen Hauptstadt Caracas verbindet die Bevölkerung eines Armenquartiers mit dem Stadtzentrum.

«Eine Welt»: Wie beurteilen Sie die Folgen der zunehmenden weltweiten Verstädterung?

Alfredo Brillembourg: Entscheidend ist, wie sich die Städte des Südens entwickeln – sie verzeichnen das stärkste Wachstum, dort wird künftig der grösste Teil der Weltbevölkerung leben. Dies betrifft ganz Indien, Teile von China, Südostasien sowie Afrika und Lateinamerika.

Hubert Klumpner: Wir müssen uns bewusst werden, dass Leben in der Stadt, wie wir es im nordwestlichen Kulturraum kennen, die Ausnahme ist. Der Normalzustand für die Mehrheit der heutigen Stadtbevölkerung sind die Slums im Süden und Lebensumstände, die oft schocken und überwältigen.

Was sind die Ziele Ihrer Forschungsarbeit?

A.B.: Ähnlich wie ein Notarzt schauen wir, wo man Schnitte ansetzen und auf intelligente Art und Weise Infrastruktur in diese Städte bringen kann. Wir wollen keine neuen Überbauungen im Grünen und glauben nicht an die Nachhaltigkeit der gläsernen Bürohochhäuser. Die Zukunft der Stadtplanung liegt in der Suche nach rascher und intelligenter Nachbesserung bestehender Quartiere und einer Vision, wie sich die Städte weltweit entwickeln sollen.

Wie muss man sich das vorstellen?

A.B.: Heute profitieren wir zum Beispiel von neuen Technologien: Dank der Mobiltelefonie können Millionen Dollars gespart werden, weil keine Leitungen mehr errichtet werden müssen. Umgekehrt gibt es in vielen Städten Autobahnen,



Urban-Think Tank

Der Venezolaner Alfredo Brillembourg und der Österreicher Hubert Klumpner leiten seit Herbst 2010 gemeinsam den Lehrstuhl für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich. Ihr Hauptinteresse gilt der Entwicklung und Verbesserung gewachsener Stadtstrukturen in den sich rasch vergrössernden Megacities des Südens. 1995 gründeten sie den Urban-Think Tank – ein Architekturbüro, das neue urbane Ansätze aufzeigen will. Das bisher bekannteste Projekt von Brillembourg/Klumpner ist der Bau einer Luftseilbahn in Caracas, die zur Aufwertung eines grossen Slumquartiers geführt hat. Ab 2007 lehrten die beiden Architekten als Gastprofessoren an der Columbia University in New York. 2010 erhielten sie den Ruth and Ralph Erskine Award. Ihre oft unkonventionellen Ansätze wurden u.a. in einer Ausstellung im New Yorker Museum of Modern Art gezeigt. www.u-tt.com

die bald nicht mehr gebraucht werden. Soll man sie abreißen, überbauen, als Zugtrassees nutzen oder für die Produktion von Solarenergie? Für uns Architekten gibt es viel spannende Arbeit im Bereich der urbanen Anpassung und Restrukturierung.

H.K.: Wir realisieren aktuell eine Reihe massstäblich kleiner, aber beispielhafter Projekte, die wie Akupunkturbehandlung auf das grössere Ganze wirken sollen. So bauten wir, zusammen mit dem schweiz-österreichischen Seilbahnunternehmen Doppelmayr-Garaventa in Caracas eine Luftseil-

im Zentrum. Wir verstehen unsere Entwicklungen als Prototypen: Wer Interesse hat und sich für das öffentliche Wohl engagiert, bekommt zum Beispiel die Konstruktionspläne für unsere vertikale Sporthalle, ohne dafür zu bezahlen. Sie ist das grösste überdachte Gebäude in Caracas, wo es nebst Karate- oder Salsakursen unter anderem auch Filmvorführungen, Muttertagspartys und ein Wahllokal gibt. Dieses Konzept wurde schon mehrmals kopiert.

Sie kritisieren, dass die Dringlichkeit der Situation noch zu wenig wahrgenommen wird.

H.K.: Richtig. Bereits die Tatsache, dass so viele Menschen unter schwierigsten Bedingungen in Städten leben, macht Urbanisierung zu einem prioritären Thema. Längst sind es nicht nur Arme, die unter der Situation leiden: Versorgungsschwierigkeiten, Kriminalität und Umweltprobleme betreffen die gesamte Stadtbevölkerung. Arm und Reich sind eng miteinander verbunden, auch wenn manche dies immer noch nicht wahrhaben wollen. Die Slums und die Gated Communities (geschlossene Wohnsiedlungen) sind die zwei Seiten ein und derselben Medaille. Wir prägten deshalb den Begriff «Urban Planet». Damit wollen wir aufzeigen, wie angesichts der aktuellen Urbanisierung alle Lebensbereiche miteinander verknüpft sind. Und dass wir deshalb die Probleme nur gemeinsam angehen und lösen können.



Auch die Erstellung und Pflege von Treppen sind für die Quartierentwicklung oft von grosser Bedeutung.

bahn, die das an steilen Abhängen gelegene Barrio San Agustín mit der Metrolinie der Stadt verbindet. Damit verkürzen sich die Wege von rund 200 000 Slumbewohnern und Mitbürgern in die Innenstadt enorm. Zudem ist die Bahn umweltfreundlich und liess sich ins dicht überbaute Gelände besser integrieren als dies mit einer Strasse der Fall gewesen wäre. Eine wichtige Rolle spielen die verschiedenen Bahnstationen, die wir als soziale Zentren gestaltet haben. Dort treffen sich die Menschen, und es werden Dienstleistungen angeboten.

Ist das, angesichts der Millionen von Armen in den Megacities des Südens, nicht bloss ein Tropfen auf den heissen Stein?

H.K.: Solche Projekte sind für uns Transportmittel, mit denen wir in unserem Massstab Beiträge leisten können. Damit verbreiten wir unsere Ideen – für uns steht der Prozess der Bewusstmachung

Wo sehen Sie – über Ihre Projekte hinaus – Handlungsmöglichkeiten?

H.K.: Zum Beispiel wäre es sinnvoll, Schweizer Entwicklungen wie etwa das Null-Energiehaus, einem Massenpublikum zugänglich zu machen: In Caracas oder Lima könnte die Technologie tausendfach eingesetzt werden, um im Sinne eines Best-Practice-Beispiels ganze Stadtviertel klimafreundlich zu sanieren. Mit solch breitem Einsatz von Technologie könnte für die gesamte Umweltbilanz des Planeten ein wesentlich grösserer Effekt erzielt werden. Das Gleiche gilt für die Entwicklungszusammenarbeit: Im urbanen Kontext können enorm viele Menschen erreicht werden. Zudem sind Städte von Problemen wie Lebensmittelknappheit, Umweltkatastrophen oder den Auswirkungen der Klimaveränderung besonders stark betroffen. Je dichter Menschen aufeinander leben, desto grösser das Risikopotenzial. Diesen Herausforderungen sind in Millionenstädten, wo die Menschen unter prekären Verhältnissen dicht beieinander leben, enorm. Ihnen muss sich unsere Generation stellen. In der Zukunft wird man uns danach beurteilen, was wir hierzu zu leisten imstande waren. ■

Die grössten Metropolregionen der Welt

(Mio. Einwohner)	
Tokio	34.3
Guangzhou	25.2
Seoul	25.1
Shanghai	24.8
Delhi	23.3
Mumbai	23.0
Mexiko-Stadt	22.9
New York	22.0
São Paulo	20.9
Manila	20.3

(Quelle: www.citypopulation.de – Agglos)

Facts & Figures

Links

Das UN-Programm für menschliche Siedlungen Habitat engagiert sich weltweit für nachhaltige Entwicklung von Städten und Siedlungen und berichtet regelmässig über die weltweite Urbanisierung.

www.unhabitat.org

City Mayors ist eine internationale Denkfabrik für urbane Angelegenheiten. Website mit vielen Informationen und Statistiken zu Verstädterung und Metropolitanregionen.

www.citymayors.com

Das Urban Age Projekt hat seit 2005 eine Reihe innovativer Forschungsarbeiten und Konferenzen zu Fragen der Urbanisierung und der Zukunft unseres Zusammenlebens initiiert und unterstützt, sowie eine Reihe von Publikationen veröffentlicht – u.a. «The Endless City» und «Living in the Endless City» – beide Phaidon Press Ltd.

www.urban-age.net

Der urbane Planet

Die Satellitenaufnahme zeigt die Welt bei Nacht mit den leuchtenden Städten. Im Jahr 1900 lebten 13 Prozent der Menschen in Städten – 1950 waren es bereits 29 Prozent. 2007 lebten erstmals mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land (siehe Grafik nebenan; Blau: Landbevölkerung; Rot: Stadtbevölkerung). Laut UN-Prognosen wird sich das künftige Bevölkerungswachstum auf Stadtregionen konzentrieren, 2030 werden in allen Regionen mehr Menschen in Städten als in ländlichen Gebieten leben. Rund ein Drittel der städtischen Bevölkerung in den Entwicklungsländern muss mit weniger als 2 USD im Tag auskommen.

Klare Worte

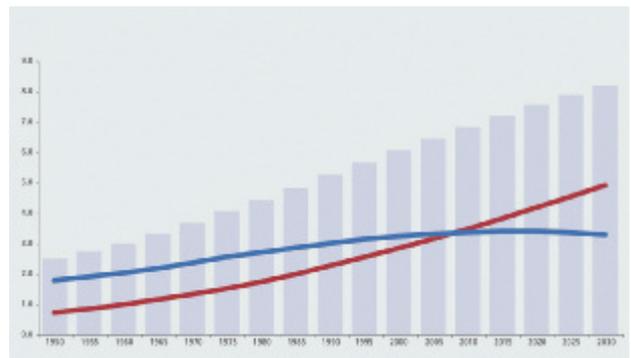
«Unerbittliche Kräfte vertreiben die Menschen aus den ländlichen Gebieten, und diese, durch die globalisierte Ökonomie überflüssig gemachte Bevölkerung drängt sich in den Slums, an Stadträndern, die weder Land noch wirklich Stadt sind und deren Realität sich den Theoretikern des Urbanismus nur mit Mühe erschliesst.»

Mike Davis, Planet der Slums, 2007

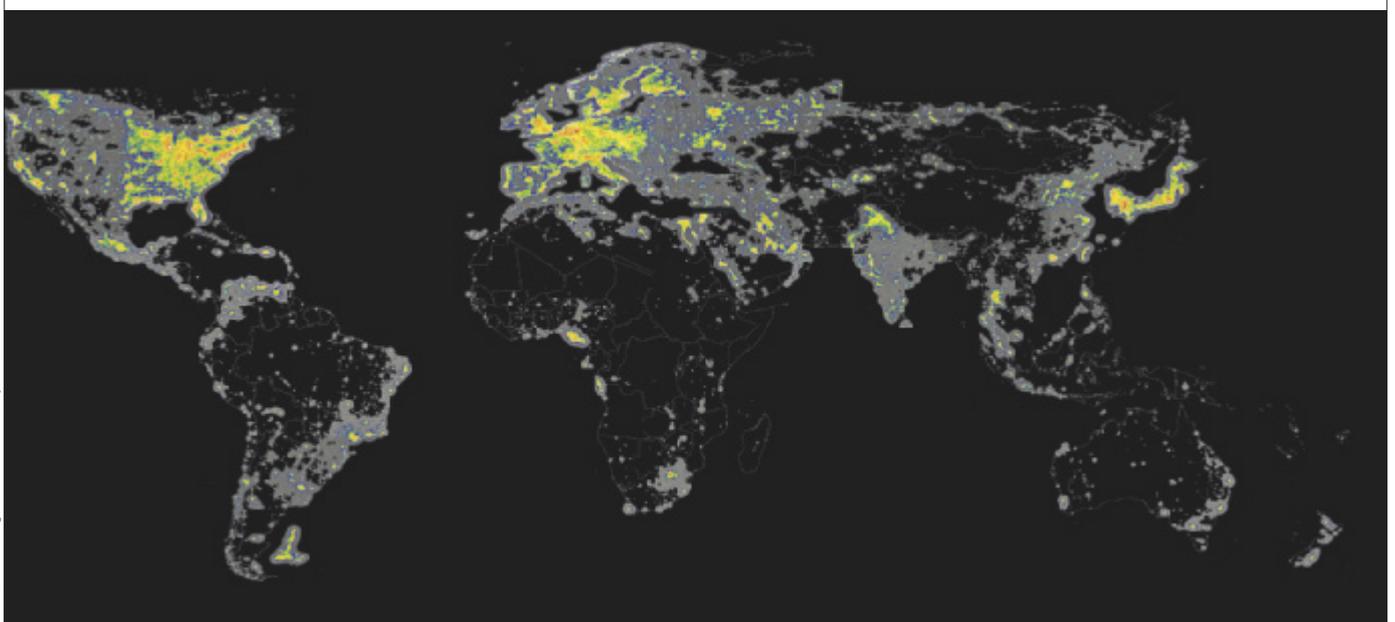
«Der Kampf um das Millennium-Entwicklungsziel, die extreme Armut bis zum Jahr 2015 zu halbieren, kann nur in den urbanen Slums gewonnen werden. Die Entwicklung der Städte entscheidet über die Entwicklung von Nachhaltigkeit, Sicherheit und wirtschaftlichem Wachstum eines Landes.»

Thoraya Obaid, Leiterin des UN-Bevölkerungsfonds UNFPA

Bevölkerungsentwicklung 1950–2030 Stadt-Land



Quelle: www.un.org (Suche: Population)



In Haiti hilft sich jeder selbst



HORIZONTE

Die verheerenden Schäden des Erdbebens vom 12. Januar 2010 sind auch heute noch omnipräsent.

Haiti erholt sich im Zeitlupentempo von der Jahrhundertkatastrophe. 230 000 Tote, 300 000 Verletzte und 1,5 Millionen Obdachlose – eine erschreckende Opferbilanz. Und dies in einem Land, wo 80 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben. Bald sind es zwei Jahre her seit dem Beben, und noch immer harzt es mit dem Wiederaufbau. Über eine halbe Million Menschen leben weiterhin in provisorischen Lagern. Sie sind auf Hilfe aus dem Ausland angewiesen. Von Richard Bauer (Text) und Jonas Laurince (Interviews)*.

«Goudou Goudou», so heisst das Passwort für den Internetzugang im Hotel Kinam, einem der wenigen, nicht vom Erdbeben zerstörten Hotels der haitianischen Hauptstadt. Das könne man sich leicht merken, sagt der junge Mann an der Réception. «Sprich es sechsmal hintereinander aus, und du fühlst, wie ein Erdbeben daher kommt»,

fügt er mit einem schelmischen Lächeln hinzu. Mit dem lautmalerischen Wort bezeichnen die Haitianer die Katastrophe, die sie für Generationen prägen wird. Früher hiess es, das geschah vor oder nach der Diktatur von «Papa Doc» und «Baby Doc», Vater und Sohn Duvalier. Wenn Haitianer heute ihr Gedächtnis auffrischen wollen, dann fragen sie



The New York Times/Redux/laif



The New York Times/Redux/laif



Thomas Grabka/laif



Ben Depp 2011/Redux/laif

Wiederaufbau und Improvisation prägen mehr denn je das Alltagsleben der Haitianer und Haitianerinnen – sei dies bei öffentlichen oder privaten Bauten, in der Schulstube oder bei gesellschaftlichen Anlässen.

sich, ohne lange zu überlegen: War das vor oder nach dem «Goudou Goudou», dem grossen Erdbeben, das am 12. Januar 2010 auf einen Schlag die Millionenstadt Port-au-Prince in ein Trümmerfeld verwandelte?

Ein Dach über dem Kopf

Auch mehr als eineinhalb Jahre nach der Katastrophe tun sich die haitianischen Behörden und die zu Tausenden angerückten ausländischen Hilfsorganisationen schwer, die gewaltigen Schäden zu beheben. Schon zuvor war der haitianische Staat schwach, fehlte es an Ressourcen, um die grundlegendsten Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Seit Jahrzehnten kompensieren nicht-staatliche Akteure, meist ausländische Hilfswerke mit lokalen Niederlassungen, die staatlichen Schwächen. Wo der Staat nicht funktioniert, hilft sich in Haiti jeder selber. Das war schon immer so, seit sich die Sklaven vor über 200 Jahren vom Joch der französischen Kolonialherren befreien und die endlich erlangte Freiheit lebten.

«Als die Erde bebte, hatten wir gerade noch Zeit, ins Freie zu flüchten. Dann stürzte vor unseren Augen das Haus zusammen», erinnert sich Mendelsohn Maurice, ein 28 Jahre alter Medizinstudent aus der Vorstadt Carrefour. Wie Hunderttausende Haitianer wurden er, seine drei Brüder und die Schwester auf einen Schlag obdachlos. Zusammen mit den Nachbarn suchten sie zunächst Zuflucht

auf einem Fussballfeld. Doch an das prekäre Zusammenleben auf engstem Raum, ohne Latrine und Privatsphäre, konnte er sich nicht gewöhnen. Kurzerhand schickte er seine Geschwister aufs Land zurück zur Mutter, einer verwitweten Lehrerin. Selber kehrte er in die Ruinen seines 20 Quadratmeter grossen Häuschens zurück, stellte ein Zelt auf und begann den Schutt zu beseitigen. Etwas Geld verdiente Mendelsohn Maurice als Hilfssanitäter bei den amerikanischen Marines, die Haiti nach der Katastrophe zu Hilfe geeilt waren. «Ich sagte mir: Das Haus ist verschwunden, aber der Boden ist geblieben. Also habe ich mir Hämmer ausgeliehen, Wellblech und Nägel gekauft und mit dem Wiederaufbau begonnen. Viel Zeit und Geld hat uns der Abtransport der Trümmer gekostet.» Dank der Materialspende einer internationalen Hilfsorganisation konnten er und seine Nachbarn kleine Holzhäuser errichten. In der alten Umgebung lebt er jetzt wieder mit seinen Geschwistern. «Wäre ich im Zeltlager geblieben, hätte ich wahrscheinlich nicht diese Chance gehabt, ein solides und komfortables Haus zu bekommen», meint Mendelsohn Maurice, der inzwischen sein Studium an der staatlichen Universität wieder aufgenommen hat.

Auch Asa Félix, ein 38 Jahre alter Händler und seine Frau Milca, erinnern sich lebhaft an den Augenblick, als die Welt aus den Fugen geriet. Kurz vor dem Erdbeben, das an jenem Januartag um

Haiti in Zahlen

Fläche
27 750 km²

Einwohner
9,7 Millionen

Amtssprachen
Französisch und Kreolisch

Lebenserwartung
62 Jahre

Alphabetisierungsrate der Erwachsenen
52,9%

Anteil der Bevölkerung unter der Armutsgrenze
80%





Nadav Neuhäuser/afp

So gut es geht kümmern sich UNO-Schutztruppen und nationale Polizei für die Sicherheit von Leib und Leben.

Die Katastrophe beschäftigt die Schriftsteller

Hans Christoph Buch: *«Haiti, Nachruf auf einen gescheiterten Staat»* (Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 2010).

Ein historischer Blick auf die Schicksalsschläge, die Haiti seit seiner Unabhängigkeit erlitt.

Yanick Lahens: *«Und plötzlich tut sich der Boden auf»* (Rotpunktverlag). Französische Originalausgabe: *«Failles»* (Sabine Wespieser Editeur, 2010).

In einem persönlich gehaltenen Journal beschreibt die haitianische Autorin, wie sie das Erdbeben und die Folgen erlebte.

Dany Laferrière: *«Tout bouge autour de moi»* (Grasset Paris, 2011). Beobachtungen und Reflexionen über das Erdbeben aus der Feder eines der angesehensten haitianischen Autoren.

Marvin Victor: *«Corps mêlés»* (Gallimard, 2011). Der erste Roman über das Erdbeben in Form eines langen Monologs, geschrieben von einem jungen haitianischen Schriftsteller.

16:53 Uhr den Untergrund von Port-au-Prince erschütterte, schlossen sie ihren Laden im Stadtzentrum. Auf dem Weg nach Hause sassen sie im «Tap Tap», einem der bunt bemalten Busse. «Plötzlich rumpelte es. Wir sahen ein Gebäude zusammenstürzen und dachten: Das ist das Ende.» Doch die beiden hatten Glück. Ihr Wohnhaus am Stadtrand war kaum beschädigt, ebenso wenig das Ladenlokal in der Unterstadt. «Wir mussten Polizeischutz anfordern, um unsere Ware wegzuschaffen», erzählt Asa Félix, denn er habe sich gefürchtet, beraubt zu werden. «Läden, die während des Bebens beschädigt wurden, waren geplündert und angezündet worden. Es war die Hölle. Eine Händlerin wurde sogar von Gaunern mit Messerstichen verletzt, als sie die Schäden an ihrem Geschäft inspizieren wollte.»

Für Asa Félix und seine Frau beginnt jetzt eine Odyssee. Sie ziehen mit ihrer Ware in den Osten der Stadt, auf den Marché Tabarre. Dort mieten sie ein Ladenlokal. Doch bald stellt sich heraus, dass der Mietzins für ihr Budget zu hoch ist. Also packen sie ihre Siebensachen erneut zusammen und suchen ihr Glück in Croix-des-Bouquets, einem Vorort der Stadt, an der Ausfallstrasse in die Dominikanische Republik gelegen. Hier gehen die Geschäfte schlecht, die Kunden bleiben aus und die Schulden bei der Bank und den Grossisten drücken. Asa Félix kann den Dreck und den Gestank im Markt von Croix-des-Bouquets nicht mehr ausstehen und sehnt sich nach dem früheren Standort im Herzen von Port-au-Prince zurück. Glänzend lief dort das Geschäft mit den aus den USA und der nahe gelegenen Dominikanischen Republik importierten Nahrungsmitteln und Kos-

metika. Der Händler profitierte von der Nähe zum grössten Markt der Hauptstadt, dem Marché en fer. Jetzt schöpft er neue Hoffnung. Als erstes öffentliches Gebäude ist die imposante Markthalle rechtzeitig zum Jahrestag des Erdbebens eingeweiht worden. Nicht der Initiative des Staates oder der internationalen Gemeinschaft ist das kleine Wunder zu verdanken. Möglich gemacht hat es ein privater Sponsor.

Wohl sind die Trümmer rund um das wiedererstandene Wahrzeichen der Stadt noch lange nicht weggeräumt, keine neuen Geschäftshäuser errichtet und die Sicherheit für Leib und Leben, für die die UNO-Schutztruppe und die nationale Polizei sorgen sollen, alles andere als gewährleistet. «Gott und die Ordnungskräfte werden mir helfen. Schon bald werde ich ins Stadtzentrum zurückkehren, dorthin, wo man besser verkaufen kann», versichert ein zu allem entschlossener Asa Félix.

Verletzt, aber nicht lebensmüde

Nahomie Nelson, eine 25 Jahre alte Studentin, erlebte die schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens, als der Vorlesungssaal an der Universität über ihr zusammenstürzte. Das dreistöckige Gebäude der Fakultät für moderne Sprachen klappte wie ein Kartenhaus zusammen. Vier Professoren und um die 200 Studenten kamen ums Leben. Nahomie Nelson gehörte zu den wenigen Überlebenden. Nach der Rettung stellte man fest, dass eines der Beine gebrochen war. Sie hatte Glück, dass man ihr im Spital nicht, wie so vielen anderen Erdbebenopfern, die tagelang unter den Trümmern liegen blieben, das Bein amputierte. Doch im Trubel der Sofortmassnahmen in den improvisierten Spitälern misslang die erste Operation. Erst im zweiten Anlauf glückte der Eingriff. Sobald es ging, lief die Studentin an Krücken herum. Sie habe die Schmerzen in Kauf genommen, denn im Bett zu liegen, das sei nicht ihre Art.

Sechs Monate nach dem Erdbeben nahm die Universität den Lehrbetrieb in einer behelfsmässigen Halle wieder auf. Viele Studenten seien traumatisiert gewesen und nicht in die Aula zurückgekehrt, erzählt Nahomie Nelson. Das könne sie sehr wohl verstehen. Doch sie selber habe nichts anderes im Sinn, als so rasch als möglich die Abschlussarbeit vorzulegen und das Lizentiatsexamen abzulegen. Das Erdbeben aber lässt sie noch nicht los: Sie wartet auf die dritte Operation. Dann werden die Klammern aus dem Bein entfernt. ■

* Richard Bauer war lange Jahre Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung NZZ in Lateinamerika und berichtete regelmässig über Haiti. Jonas Laurince ist Haitianer und arbeitet als Journalist in Port-au-Prince.

Aus dem Alltag von...

Marie Schärli, Interimsleiterin des Kompetenzzentrums für den Wiederaufbau in Haiti

Mein Arbeitsalltag ist sehr abwechslungsreich, das ist auch das Spannende daran. Manchmal leite ich eine Sitzung nach der anderen, ein andermal bin ich von morgens früh bis spätabends unterwegs. Normalerweise bin ich gegen Viertel nach sieben im Büro. Ich wohne mit einer Arbeitskollegin ganz in der Nähe des Kompetenzzentrums (CCR) in Pétienville, einem Quartier der Hauptstadt Port-au-Prince. Ich weiss das sehr zu schätzen, denn früher, als ich für Unicef im Einsatz stand, benötigte ich für den Arbeitsweg eine ganze Stunde, was oft ermüdend war.

Heute habe ich schon um acht Uhr die erste Sitzung mit einer meiner Mitarbeiterinnen. Es geht um eine Informationskampagne, die wir gemeinsam mit dem Ministerium für öffentliche Bauten und dem Programm der Vereinten Nationen für menschliche Siedlungen UN Habitat führen. Konkret müssen wir heute entscheiden, wie viele Flyers und Posters wir drucken lassen. Die Kampagne ist breit angesetzt, denn im Wiederaufbau sind nicht nur Facharbeiter tätig. Hier baut sich meist jeder sein Haus selbst. Daher ist es wichtig, dass alle Bewohner Grundinformationen über



DEZA

unserer Kurse für Maurer. Die NGOs sind an der Ausbildung ihrer Trainer interessiert, die dann als mobile Equipen die Baustellen besuchen und die meist ungelerten Arbeiter vor Ort unterrichten. Beispielsweise sollen sie lernen, wie man guten Beton herstellt, der nicht schon beim kleinsten Beben bricht.

Kurz nach zwölf Uhr ist endlich Mittagspause. Ich hole mir ein Sandwich im Supermarkt über die Strasse, das muss vorerst reichen. Ein kleiner Austausch mit den Kolleginnen und schon steht der Vertreter des Institut National de Formation Professionnelle vor meiner Tür. Wir haben gemeinsam mit dem Institut eine Ausbildung für Maurer ausgearbeitet: Zehn eintägige Module führen zu einem Zertifikat. Die Maurer können sich in unserem Kurslokal in Petit-Goâve ausbilden lassen. Für die meisten von ihnen ist es die erste Ausbildung überhaupt. Wir hoffen, dass das Institut diese Ausbildung in sein reguläres Programm aufnimmt. Zurzeit werden bereits an die 100 Personen in diesen Kursen ausgebildet.

Bevor ich am späteren Nachmittag noch einen von uns in Auftrag gegebenen TV-Spot zum Thema Betonmischen begutachte, treffe ich einen unserer Ingenieure, der von einer Sitzung mit unseren im Schulbau tätigen DEZA-Kollegen zurückgekehrt ist und mir den Stand der Arbeiten schildert. Der rege Austausch mit den Leuten vor Ort ist für mich sehr wichtig.

Der Feierabend beginnt meist nach halb sieben. Heute freue ich mich besonders darauf. Mich erwartet eine Vernissage in der Galerie Monnin in Pétienville! ■

(Aufgezeichnet von Maria Roselli)

«Die meist ungelerten Arbeiter sollen lernen, wie man guten Beton herstellt, der nicht schon beim kleinsten Beben bricht.»

sicheres Bauen erhalten. Die Posters erklären mit einfachen Worten und Bildern worauf beim Bauen geachtet werden soll, denn eine bessere Bauqualität kann Leben retten. Fast zwei Jahre nach dem verheerenden Erdbeben, das 230 000 Menschenleben gekostet hat, gewinnt der Wiederaufbau langsam an Schwung, doch noch immer sind etwa über eine halbe Million Menschen obdachlos.

Um zehn Uhr treffen bereits die Vertreter zweier NGOs bei mir ein. Da sich das CCR unter anderem mit der Weiterbildung von Baufachleuten befasst, wollen sie Informationen über den Stand

Kompetenzzentrum für den Wiederaufbau

Seit Juli 2010 unterstützt ein Kompetenzzentrum für den Wiederaufbau das Kooperationsbüro der Humanitären Hilfe in Port-au-Prince. Das Zentrum ist bestrebt, sich in die laufenden Prozesse und bestehenden Netzwerke einzubringen und auf diese Weise zu einer besseren Koordination der Aktivitäten der verschiedenen Akteure im Bereich des Wiederaufbaus beizutragen. Im Vordergrund stehen die Verbesserung der Qualität der durchgeführten Projekte und die Stärkung der lokalen Kapazitäten. Es soll unter anderem spezifisches Fach- und Methodenwissen vermittelt werden.
www.deza.admin.ch
 (Länder: Haiti)
www.cooperation-suisse.admin.ch/haiti/

Hier sind Journalisten Priester

Auf Haiti ist Gott überall. In den «Tap Tap» genannten Sammeltaxis, in Geschäften, Leichenhallen und sogar in den Bordellen erinnern Inschriften an Jesus, Jehova, Jahwe oder den Allmächtigen. Anderswo stehen die Namen katholischer Heiliger oder von Voodoo-Gottheiten. Die Haitianer vertrauen der Vorsehung so sehr, dass sie diese in ihren Alltag integrieren.

Religiöse Führer – Bischöfe, Priester, Pfarrer oder Voodoo-Zeremonienmeister – nehmen in der haitianischen Gesellschaft ebenfalls einen wichtigen Platz ein. Wenn Voodoo-Anhänger ein US-Visum, ein Kind, einen Ehemann, ein Auto oder ein Haus haben wollen, rufen sie *Hougans* und *Mambos* an. Christen dagegen fasten tage- und beten nächtelang.

Diesen religiösen Eifer nützen die Politiker aus. So fanden sich vor den letzten Wahlen mehrere Kandidaten zu Gottesdiensten in protestantischen Kirchen ein. Sie erhofften sich den Segen der Kirche und zählten auf ihrem Stimmenfang auf die Überzeugungskraft der Pastoren. Gläubige gehorchen blindlings dem, was ihnen die Prediger einschärfen.

An dritter Stelle derjenigen, die einen grossen Einfluss auf die haitianische Gesellschaft haben, kommen die Medien. Die Journalisten nehmen die Bedürfnisse und Anliegen der Bevölkerung auf und werden so zu «Wortführern der Stimmlosen». Nicht selten sind es Reportagen, die die Behörden dazu bewegen, ein Problem anzupacken. Die Brücke von Croix-des-

Missions in Port-au-Prince zum Beispiel war in so schlechtem Zustand, dass sie jederzeit einzustürzen drohte. Sie wurde erst repariert, nachdem mehrere Reportagen darüber erschienen waren.



Jonas Laurince hat an der Staatlichen Universität Haiti in Port-au-Prince Soziale Kommunikation studiert. Er arbeitet als Journalist für die Online-Agentur *Haiti Press Network*, als Übersetzer, Sprachlehrer und Schriftsteller in spe. Sein erstes, auf Deutsch geschriebenes Werk «Im Namen des Kreuzes» steht kurz vor der Vollendung. Auf seiner Website www.haiti-environnement.org (momentan verfügbar unter www.haiti-environnement.110mb.com) ermuntert er seine Landsleute, Sorge zur Umwelt zu tragen.

Das wichtigste Medium der Haitianer ist das Radio. Kaum jemand liest Zeitungen – 60 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. Ausserdem fällt sogar in der Hauptstadt häufig der Strom aus. Dann bleibt den Haitianern nur noch das Radio. Batterien sind ja nicht so teuer. Viele Leute laufen auf der Strasse herum und halten sich ihren Empfänger ans Ohr.

Da die Menschen kein Vertrauen in die Politiker haben, wenden sie sich an die Journalisten, die jedoch selber unter grossem Druck stehen. Zwar wurden sie, während der zweiten Amtszeit von Präsident René Préal, weder verfolgt noch bedroht. Ihre Arbeitsbedingungen jedoch spotten jeder Beschreibung. So hat kaum einer zu Hause einen Internetanschluss. Online sind sie nur während der Arbeitszeit. Dazu kommt das bescheidene Lohnniveau.

Mein Arbeitstag beginnt am frühen Morgen. Sobald ich gebetet, geduscht und gefrühstückt habe, laufe ich zügig etwas mehr als einen Kilometer zur Tankstelle von Diquini in der westlichen Vorstadt von Port-au-Prince, um

dort ein «Tap Tap» Richtung Zentrum zu erwischen. Von da fährt mich ein anderes «Tap Tap» nach Pétionville in der südlichen Vorstadt. Kaum angekommen nehme ich an der Redaktionssitzung teil, an der die Themen verteilt werden. Dann rasch ins nächste «Tap Tap», und an den Ort des Geschehens, von dem ich berichten soll.

Auf Haiti ist Journalismus ein Priesteramt. Trotz unserer mageren Ressourcen tun wir alles, um das Volk zu informieren, das uns Vertrauen schenkt – Probleme haben wir alle dieselben. Das erinnert mich an die Tage nach dem Erdbeben vom 12. Januar 2010 – wir waren Journalisten und Opfer zugleich. Die Bevölkerung musste über die Vorsichtsmassnahmen nach der Katastrophe informiert werden. Unsere Arbeit ging vor, selbst wenn auch wir Nahestehende oder unser Haus verloren hatten, und trotz einer unsicheren Zukunft. ■

(Aus dem Französischen)



Thomas Grabisch/afp

Superhirne zu Besuch

Schweizer Universitäten und Hochschulen geniessen international einen hervorragenden Ruf. Für viele Forschenden aus dem Ausland ist die Möglichkeit, ihre Forschung in der Schweiz abzuschliessen, eine Visitenkarte, die ihnen den Weg für die zukünftige akademische Laufbahn ebnet.



Genau wie in Lettland (oben) leidet seit 1989 in vielen Ostländern die wissenschaftliche Forschung an Universitäten.

(mr) Akademikern aus den neuen EU-Mitgliedstaaten bleibt es oft verwehrt, ihre Forschungsarbeit im Ausland abzuschliessen – die Kosten sind schlicht zu hoch. Doch seit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems im Jahr 1989 hat sich an vielen Hochschulen und Universitäten in Ostländern die wissenschaftliche Forschung verschlechtert.

Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb die DEZA Studenten und Doktoranden aus den zehn neuen EU-Mitgliedstaaten, die sich an einer Hochschule in der Schweiz fortbilden möchten, mit Stipendien unterstützt. Das mit 45 Millionen Schweizer Franken ausgestattete Programm wurde 2009 gestartet und dauert noch bis 2016. «Für dieses Programm ist das Verhältnis zwischen den Forschungsteams aus dem Ausland und der Schweiz von zentraler Bedeutung, denn es bildet die Grundlage für eine Partnerschaft zwischen den Hochschulen, die meist auch nach dem Abschluss der einzelnen Forschungsarbeit bestehen bleibt», betont Mirko Manzoni, Programmverantwortlicher bei der DEZA.

Das Programm wird im Rahmen des Schweizer Erweiterungsbeitrages von der DEZA unterstützt und von der Rektorenkonferenz der Schweizer

Universitäten unter Mitarbeit der ausländischen Hochschulen umgesetzt. Es sieht die Beteiligung von etwa 350 Forscherinnen und Forschern aus Bulgarien, Tschechien, Estland, Ungarn, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, der Slowakei und Slowenien vor.

«Ursprünglich war eine einsemestrige Aufenthaltsdauer in der Schweiz vorgesehen. Wir mussten dann allerdings feststellen, dass diese Zeit oft nicht ausreicht, um eine fundierte Forschungsarbeit zu Ende zu führen. Deshalb besteht nun die Möglichkeit, für Stipendiaten, die ihren Aufenthalt in der Schweiz verlängern möchten, zusätzliche Mittel zu sprechen», sagt Mirko Manzoni.

Durchschnittlich bleiben die Stipendiaten zwischen einem und eineinhalb Jahren an einer Schweizer Hochschule. «Einem Stipendiaten zu erlauben, noch länger in der Schweiz zu studieren, wäre problematisch, weil er dann vielleicht beschliessen würde, zu bleiben. Aus unserer Sicht ist diese Option nicht erstrebenswert, weil sie die Brain Drain-Problematik – die Abwanderung von Wissen – verschärft», sagt der DEZA-Verantwortliche. ■

(Aus dem Italienischen)

Schweizer Erweiterungsbeitrag

Durch den Erweiterungsbeitrag möchte die Schweiz dazu beitragen, das wirtschaftliche und soziale Gefälle in der erweiterten Europäischen Union zu verringern. Trotz hohen Wirtschaftswachstumsraten weisen die «neuen» EU-Mitgliedstaaten verglichen mit den «alten» Mitgliedländern ein eher schwaches Wohlstandsniveau und bedeutende Unterschiede in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung auf. Das Engagement der Schweiz für die neuen Mitgliedstaaten der EU ist ein Ausdruck der Solidarität der Schweiz mit dem erweiterten Europa. Gleichzeitig legt die Schweiz damit die Grundlage für eine solide und feste wirtschaftliche und politische Beziehung mit den neuen Mitgliedstaaten.

Mit Zimmerdecken gegen Energieverschwendung

Bis 2015 will Südafrika seinen Energieverbrauch um 12 Prozent senken. Die DEZA hilft dabei, indem sie sich auf den urbanen Wohnraum konzentriert, der ein beträchtliches Sparpotenzial aufweist. Insbesondere soll das Stromnetz modernisiert und die Energieverschwendung beim Wohnungsbau und bei den Backsteinbrennereien reduziert werden.



DEZA ©



Moderne Backsteinbrennereien verbessern nicht nur den Kohleverbrauch, sondern auch die Arbeitsbedingungen.

Angemessene Wohnungen

Das Apartheidregime schob die Schwarzen einst in überbevölkerte Townships ab, ohne jedoch genügend solide Wohnhäuser zur Verfügung zu stellen. Damals lebten Millionen in Blech-, Holz- oder Kartonbehäusungen ohne Wasser und Strom. 1994 versprach die erste demokratische Regierung Südafrikas allen eine angemessene Wohnung. Seither hat der Staat bereits 2,9 Millionen subventionierte Wohnungen bauen lassen. Die einstöckigen, an den Stadträndern gebauten Häuschen sind zwar komfortabler als die Baracken der Townships, aber ohne jeden ökologischen Anspruch konzipiert. Sie sind nicht isoliert, und weil auch Zimmerdecken fehlen, entweicht die Wärme ungehindert durchs Dach. Kaum eine Baufirma denkt zudem daran, die Häuser nach der Beson- nung auszurichten.

(jls) Lange war Energiesparen bei den Südafrikanern kein Thema. Schon immer wurde Strom aus Kohle produziert, von der das Land immense Vorräte besitzt. Und weil Strom kaum etwas kostet, wird er bedenkenlos vergeudet. Ganze Häuser sind ständig beleuchtet, weil es pro Stockwerk bloss einen Schalter gibt. Ausserdem geht wegen fehlender Gebäudeisolation viel Wärme verloren.

Verlässliche Zähler, «grüne» Backsteine

Seit 2008 allerdings hapert es mit der Stromversorgung, weil die Kraftwerke den stark steigenden Bedarf nicht zu decken vermögen. Da Südafrika praktisch ausschliesslich von der umweltschädlichen Kohle abhängt, ist das Land zudem zu einem der grössten Treibhausgasemittenten pro Kopf geworden.

Aus diesem Grund haben die Behörden verschiedene Strategien zur Verbesserung der Energieeffizienz und zur Diversifizierung der Energiequellen verabschiedet. So wurden der Strompreis stark angehoben und Normen für den Bau und die Isolation von Gebäuden sowie für die Installation von Solarboilern festgelegt. «All diese Pläne sind wunderbar, doch das Land vermag sie nicht umzusetzen, weshalb unsere Unterstützung genau da ansetzt», sagt der Leiter des DEZA-Kooperationsbüros François Droz.

Eines der Schweizer Projekte zielt darauf ab, das

Stromnetz in fünf Pilotstädten zu rationalisieren. «Die Zählerbewirtschaftung ist katastrophal. Vierorts wird illegal Strom abgezapft. Die Stadtverwaltungen müssen zunächst ein Verbrauchskontrollsystem aufbauen und dann eine Verteilerstrategie festlegen», sagt François Droz.

Ein anderes Projekt befasst sich mit der Stärkung der Kapazitäten auf nationaler Ebene, indem Inspektoren ausgebildet werden, welche die Umsetzung der neuen Energieeffizienzvorgaben überprüfen können. Dazu gehört auch die Zertifizierung der Ausbildung von Unternehmern und Installateuren, insbesondere für das Aufstellen von Sonnenkollektoren und Wärmepumpen.

Ein drittes Projekt richtet sich an die Backsteinbrennereien, die mit archaischen und stark umweltschädlichen Produktionsmethoden arbeiten: Die Lehmziegel werden zwei Wochen lang in einem offenen Feuer gebrannt. Die DEZA hat eine wesentlich ökologischere Technologie – ein grosser Ofen mit mehreren Kaminen – von Asien nach Südafrika transferiert, die den Kohleverbrauch um 60 Prozent reduziert und die Arbeitsbedingungen des Personals verbessert. ■

(Aus dem Französischen)

Soforthilfe für Nordafrika

Erst die Volksaufstände, dann die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen: Die Schweiz hat für die betroffenen arabischen Länder ein umfassendes Soforthilfeprogramm mehrerer Bundesstellen eingeleitet. Allein die DEZA lanciert bis Ende Jahr vorab in Tunesien und Ägypten rund zwanzig Projekte.



Johann Rousselet/Zeit (2)



Die Schweiz setzt sich in den arabischen Ländern auch für die Stärkung des demokratischen Dialogs und die Frauenrechte ein.

(jls) Die Schweiz hat den Transitionsprozess in Nordafrika ohne zu zögern unterstützt. Im Januar und Februar 2011 hat sie die auf Schweizer Banken liegenden Guthaben dreier Diktatoren blockiert und deren Rückgabe an die geschädigte Bevölkerung eingeleitet.

Vor Ort erforderte der Krieg in Libyen einen Soforteinsatz. Ab Ende Februar kam die Humanitäre Hilfe der Schweiz Zehntausenden Menschen, die vor den Kämpfen nach Tunesien und Ägypten geflüchtet waren, und später den Opfern der Zusammenstösse in den befreiten Gebieten des Landes zu Hilfe.

Am 11. März hat der Bundesrat entschieden, die arabischen Völker auf ihrem Weg zur Demokratie längerfristig zu begleiten. Zusätzlich zu der Verlängerung der humanitären Einsätze hat er eine Interventionsstrategie in drei Bereichen formuliert: wirtschaftliche Entwicklung, demokratische Transition und Migration.

Arbeitsplätze im Vordergrund

Das Programm wird von fünf sich ergänzenden Bundesstellen umgesetzt. Als Koordinationsstelle hat die DEZA die bereits bestehende Hilfe stark ausgebaut. «Die Ereignisse haben die wirtschaftliche Lage stark verschlechtert. Deshalb haben für uns Beiträge zur Schaffung von Arbeitsplätzen und zur Ankurbelung der Wirtschaft Priorität», betont

Gabriele Siegenthaler, Nordafrika-Programmlinleiterin der DEZA.

In Tunesien etwa engagiert die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit junge arbeitslose Studienabgänger für Projekte im Wasserbereich. Die Aktivitäten konzentrieren sich auf die benachteiligte Region des Gouvernorats Kasserine: Dort baut das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) zwei Kläranlagen in Städten, die DEZA unterstützt Wasserversorgung und Bewässerung auf dem Land. In Ägypten finanziert die DEZA Aquakulturen, um die Ernährungssicherung zu verbessern und Arbeitsplätze zu schaffen.

Die DEZA hilft auch beim Aufbau demokratischer, transparenter und partizipativer Strukturen – in mehreren Ländern unterstützt sie die Reform des Sicherheitsapparats (Polizei, Armee, Gendarmerie usw.). In Tunesien arbeitet sie mit der öffentlichen Regionalradiostation Gafsa an der Programmumgestaltung, der Ausbildung von Journalisten und am Aufbau eines Korrespondentennetzes. Weitere Projekte zielen auf die Stärkung der Frauenrechte und den demokratischen Dialog ab. ■

(Aus dem Französischen)

Koordinierter Ansatz

Die Schweizer Hilfe für Nordafrika beruht auf einem kohärenten Regierungsansatz. Umgesetzt wird sie gemeinsam von der DEZA, dem Seco, der Direktion für Völkerrecht, der Politischen Direktion des EDA und dem Bundesamt für Migration. Jeder der fünf Akteure ist in einem oder mehreren Bereichen aktiv, auf die sich das Schweizer Engagement konzentriert. Das Gesamtbudget beläuft sich 2011 und 2012 auf je rund 160 Millionen Franken. Der grösste Teil davon (133 Mio.) wird für die wirtschaftliche Entwicklung eingesetzt. Der Rest verteilt sich auf Humanitäre Hilfe, Unterstützung für demokratische Transition und Schutz der Migranten.

Weitere aktuelle Informationen unter www.deza.admin.ch (Suche: Länder, Nordafrika)

Einblick DEZA



Katastrophenversicherung (bm) Haiti ist eines der am meisten von verheerenden Naturkatastrophen heimgesuchten Länder, (siehe Seite 18). Das Erdbeben im Januar 2010 hat Schäden von schätzungsweise 8 Milliarden Dollar angerichtet, was über 120 Prozent des Bruttoinlandsprodukts von 2009 entspricht. Zahlreiche Kleinunternehmer haben alles verloren und können ihre Kredite nicht zurückbezahlen. Meist handelt es sich um Firmen

aus ländlichen und armen Gebieten, die von Frauen geleitet werden. Um deren Verletzlichkeit bei Naturkatastrophen zu verringern, unterstützt die DEZA ein innovatives Projekt: Sie arbeitet mit Fonkoze zusammen, einer Mikrofinanzinstitution vor Ort, die Frauen vom Land Finanzdienstleistungen anbietet und ihre Kundinnen gegen die Risiken von Naturkatastrophen versichert. Nach einem solchen Ereignis erhalten die Schuldnerinnen innert zwei Wochen eine pauschale Entschädigung von rund 125 Dollar und müssen gleichzeitig ihren Kleinkredit nicht abzahlen. Ausserdem können sie einen neuen Kredit aufnehmen, um ihre Tätigkeit im Kleinhandel oder in der Landwirtschaft wieder nachgehen zu können.

Laufzeit: 2011 bis 2014

Volumen: 1 Mio. CHF

Wasser und Abwasser verbessern. Wie Transparency International und WIN nachgewiesen haben, tritt Korruption sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich auf und zieht für die Haushalte einen spürbar höheren Wasserpreis nach sich. Dies schadet insbesondere den ärmsten und verletzlichsten Bevölkerungskreisen. Korruption verletzt das Recht jedes Menschen auf Trinkwasser und Abwasserentsorgung. WIN zählt mehr als 1000 Mitglieder aus Zivilgesellschaft, Privatsektor, Forschungsinstituten, Medien und Entwicklungsagenturen. Einer der Partner ist die Schweiz. Sie finanziert das Netzwerk zusammen mit Deutschland, den Niederlanden und Schweden. Die DEZA hat den Aufbau von WIN stark unterstützt und ist im Direktorium vertreten.
Projektdauer: 2009 bis 2012
Volumen: 500'000 CHF

ihre wichtige Rolle in der Transition Richtung Demokratie wahrzunehmen. Die DEZA unterstützt deshalb ein Projekt der Lausanner Fondation Hironnelle, welches den Umbau des staatlichen Regionalsenders «Radio Gafsa» in einen professionellen öffentlichen Informationskanal für die potenziell 1,4 Millionen Hörer und Hörerinnen unterstützt. Der Beitrag finanziert einerseits die Entwicklung eines neuen Programms mit Fokus auf die Randregionen – wo die Revolution ihren Anfang nahm – sowie die Jugendlichen und Frauen. Andererseits die Ausbildung von acht Lokalkorrespondenten, welche direkt aus den Randregionen berichten werden, sowie die Radiomacher bezüglich inhaltlicher Qualitätssicherung, investigativem Journalismus und professioneller Moderation von öffentlichen Debatten über sensitive Themen, wie etwa die anstehenden Wahlen.

Laufzeit: 2011 bis 2013

Volumen: 1,5 Mio. CHF

Antikorruptionsnetzwerk (pde) Vergangenen Juni unterzeichnete die DEZA den Code of Conduct des Water Integrity Network (WIN). Dieses Netz-

werk war 2006 zur Förderung von Initiativen gegründet worden, welche die Korruption bekämpfen und weltweit die Gouvernanz in den Bereichen

Unabhängige Information (unz) In Tunesien fehlen den bisher stark staatlich kontrollierten Medien das Fachwissen und die Erfahrung, um

Was eigentlich ist... die Wertschöpfungskette?

(bf) Das Konzept der Wertschöpfungskette (Englisch: Value-Chain) stammt ursprünglich aus der Betriebswirtschaft und umfasst die miteinander verbundenen Stufen im «Leben» eines Produkts, bis es beim Konsumenten ankommt: Von der Erzeugung, über die Verarbeitung, den Transport, Handel, Vertrieb bzw. Export bis hin zum Konsumenten. Ein klassisches Beispiel eines (exportorientierten) Ansatzes der Wertschöpfungskette ist die Förderung von Fair Trade-Produkten. In der Entwicklungszusammenarbeit zielt man mit dem Value-Chain-Ansatz darauf ab, im Rahmen der Privatsektorförderung durch gezielte Fördermassnahmen den Zugang zu und die Stellung innerhalb von Wertschöpfungsketten von Kleinunternehmen aus Entwicklungs- und Transitionsländern zu verbessern. Ziel ist es, ihre wirtschaftliche Position durch mehr lokale Wertschöpfung, Diversifizierung in höherwertige Produkte, Qualitätsmanagement und gesicherte

Marktanbindung zu verbessern. Die DEZA achtet dabei darauf, dass ein möglichst grosser Anteil der Wertschöpfungskette im Entwicklungsland selber zu liegen kommt, d.h. möglichst viel vom Wert eines Produkts der lokalen Bevölkerung zukommt. Insbesondere unterstützt sie deshalb die Stärkung regionaler und nationaler Wertschöpfungsketten. Dies, indem beispielsweise der Staat die Rahmenbedingungen für Kleinproduzenten verbessert, diese sich in Bauernorganisationen zusammenschliessen, Ausbildung und Beratung vermittelt wird oder man mit grösseren Firmen nach Lösungen sucht, um Produzenten besser einbinden zu können. Nicht nur werden damit die Produzenten – oft Kleinbauern aber auch Mikro- und Kleinunternehmen – gestärkt, das Land verbessert dadurch auch seine Ernährungssicherheit, generiert Arbeit und Einkommen, fördert eine breiter abgestützte Wirtschaft und stärkt deren Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit.

Das Geschäft mit der Saat

Seit Ende der 90er-Jahre sind in verschiedenen Ländern gentechnisch veränderte Pflanzen zum Anbau freigegeben. Laut den Saatgutkonzernen handelt es sich um eine Erfolgsgeschichte. Doch die Gegner warnen, die Leistungsbilanz falle äusserst mager aus. Vor allem für die Landwirtschaft in ärmeren Regionen seien transgene Pflanzen keine Lösung im Kampf gegen den Hunger. Von Maria Roselli.



Jörg Böhmig/Still Pictures

Neben den multinationalen Konzernen forscht auch das Internationale Reisforschungsinstitut IRRI in Manila an gentechnisch verändertem Reis.

In der Landwirtschaft ist heute kaum ein Thema so umstritten, wie die sogenannte «grüne Gentechnologie». Während seit Jahrzehnten Kritiker vor den Risiken für Menschen und Umwelt warnen, aberkennen die Konzerne, welche die Patente halten, jegliche Gefahr. Mehr noch: Die Konzerne beteuern seit Jahren, dass die Gentechnik einen Beitrag zum Kampf gegen den Hunger leiste. Dank ihr würden erstens mehr Nahrungsmittel produziert und zweitens die Nahrungsmittel billiger und somit auch für die Armen bezahlbar. Der milliarden schwere transgene Saatgutmarkt wird heute hauptsächlich von sechs multinationalen Konzernen gehalten: Der überwiegende Teil des Marktes wird von Monsanto kontrolliert, den Rest teilen sich Dupont, Syngenta, Bayer, Dow und BASF.

Transgene Kulturpflanzen werden seit Ende der

90er-Jahre kommerziell angebaut. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Soja, Mais, Baumwolle und Raps. Bei Soja hält der Anteil transgener Pflanzen mittlerweile 64 Prozent der Welternte, bei Baumwolle sind es 38 Prozent. Hauptproduzenten solcher Gewächse sind die USA, Brasilien, Argentinien, Indien, Kanada und China. In diesen Ländern findet 95 Prozent des Gentechanbaus statt. Aber auch einige Entwicklungsländer setzen auf gentechnisch veränderte Organismen (GVO – siehe Randspalte).

Düsterer Ausblick

Die neusten Zahlen der Welternährungsorganisation FAO sind ernüchternd. Zwar hat 2010 eine deutliche Abnahme der Unterernährung stattgefunden, doch noch immer sind weltweit 925 Millionen unterernährt. Verbessert hat sich die Situa-

Gentechnologie in der Landwirtschaft

Mit diesem Begriff werden Verfahren zur Herstellung von pflanzlichen, gentechnisch veränderten Organismen (GVO) bezeichnet, in deren Erbgut gezielt einzelne Gene eingeschleust werden. Es existieren vor allem zwei Verfahren, die heute breit angewendet werden: Zum einen geht es darum, herbizidresistente Pflanzen zu züchten, die genetisch so verändert werden, dass ihnen ein bestimmtes Unkrautvernichtungsmittel nichts mehr anhaben kann. Etwa zwei Drittel der transgenen Pflanzen, die heute angebaut werden, sind mit dieser Eigenschaft ausgestattet. Beim zweiten Verfahren werden in die Pflanzen Genabschnitte des Bodenbakteriums *Bacillus thuringiensis* (Bt) eingesetzt, ein für Schädlinge giftiges Protein.

Die Position der DEZA

Die Unterstützung von Kleinbauern und Kleinbäuerinnen steht im Mittelpunkt der ländlichen Entwicklung der DEZA. Ziel ist die Ernährungssicherheit durch den nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen und die Weiterentwicklung des lokalen Wissens über angepasste Anbaumethoden zu verbessern. Die Herausforderungen nehmen angesichts des Klimawandels, der knapper werdenden Energieressourcen und veränderter Ernährungsgewohnheiten an Komplexität zu und sind nicht mit Produktivitätssteigerungen alleine zu lösen. Forschung und Innovation spielen eine bedeutende Rolle. Das Potenzial der grünen Biotechnologie soll dabei nicht ausgeschlossen, aber zusammen mit anderen Ansätzen und der Einhaltung von internationalen Abkommen über Biodiversität und Biosicherheit angeschaut werden. Die Grundlage für eine differenzierte Position der DEZA ist dabei das Ermessen der Vertretbarkeit von biotechnologischen Anwendungen auf nationaler Ebene. Dies unter Einhaltung eines informierten Entscheidungsfindungsprozesses und mit dem Ziel, sichere, nachhaltige und entwicklungsverträgliche Lösungen für den Landwirtschaftssektor in Entwicklungsländern zu finden.



Kritiker der Gentechnologie in der Landwirtschaft bemängeln, dass vorrangig die Grosskonzerne und nicht die Kleinbauern (oben in Uganda) von transgenen Pflanzen profitieren.

tion vor allem in Asien. Der Rückgang in Afrika südlich der Sahara fiel hingegen geringer aus – einer von drei Menschen leidet dort weiterhin an Hunger.

Klar ist heute schon, dass das erste Millenniumsziel, das die Anzahl der Hungerleidenden bis 2015 halbieren will, kaum erreicht werden kann. Neben ökonomischen und strukturellen Gründen für den Welthunger spielt auch der Klimawandel eine zunehmende Rolle. Dessen Negativfolgen wie extreme Dürren und Überschwemmungen treffen überwiegend die Menschen in den Entwicklungsländern. Vor diesem Hintergrund bekommen die Befürworter der Gentechnologie neuen Auftrieb.

Kleinbauern profitieren nicht

Für Tina Goethe, Gentechnikexpertin bei Swissaid, können gentechnisch veränderte Pflanzen «keinen substanziellen Beitrag zur Bekämpfung des Welthungers leisten». Zu diesem Schluss komme auch eine erste umfassende Analyse der gesammelten Daten aus über 20 Jahre Forschung und 13 Jahren Kommerzialisierung von Gentechnik-Pflanzen in den USA.

Von der Vermarktung transgener Pflanzen, so Goethe, profitierten vor allem die Grosskonzerne und nicht die Kleinbauern in den Entwicklungsländern, denn die gentechnologische Forschung

konzentrierte sich auf die Bedürfnisse der industriellen Landwirtschaft. «Die Entwicklung transgener Pflanzen ist sehr teuer. Damit sich der Aufwand lohnt, werden Pflanzen entwickelt, die im grossen Stil angebaut werden. Was die Kleinbauern jedoch brauchen, sind Verbesserungen, die an ihre jeweiligen Kulturpflanzen und an die lokalen Bedingungen angepasst sind.»

«Wir werden den transgenen Reis gratis an die Saatguthersteller abgeben.»

Für die Gentechnikexpertin ist Hunger nicht eine Frage der mangelnden Produktion von Lebensmitteln. Tatsächlich ist seit 1970 die Produktion von Lebensmitteln weltweit stärker gewachsen als die Bevölkerung. «Hunger ist eine Frage der Verteilung von Land und Einkommen: Arme verfügen über zu wenig Land, um die Eigenversorgung zu sichern», sagt Tina Goethe. Der Weltagrarbericht von 2008 besage zudem, dass es in der Landwirtschaft endlich einen Paradigmenwechsel brauche:

weg von einer kapital- und ressourcenintensiven Landwirtschaft hin zu einer natürlichen und nachhaltigen Agrarwirtschaft mit kleinbäuerlichen Strukturen.

Von Konzernen finanzierte Studien

Anders sieht dies Ingo Potrykus, emeritierter ETH-Professor und Miterfinder des transgenen «Golden Rice». Laut Potrykus ist der Anbau von transgenen Pflanzen «für Mensch und Umwelt unbedenklich». Die heutige «langwierige und kostspielige Regulierung» von transgenen Pflanzen sei daher «unsinnig». Dies beweise unter anderem die Tatsache, dass gentechnisch veränderte Nahrungsmittel in vielen Ländern seit gut zwölf Jahren auf dem Markt seien und bisher kein einziger Krankheitsfall vorliege.

«Die Produkte sind strengstens überwacht, und trotzdem gibt es keine einzige wissenschaftliche Studie, die beweist, dass von transgenen Pflanzen Gefahren ausgehen», sagt Ingo Potrykus. Dieser Behauptung widerspricht Tina Goethe vehement: «Es gibt seit Jahren eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Studien, die auf das Gefahrenpotenzial von transgenen Pflanzen hinweisen. Doch Forscher, die sich trauen, diese Risiken aufzuzeigen, werden systematisch diskreditiert. Die Konzerne geben ihrerseits Gutachten in Auftrag, die ihre Theorien untermauern sollen.» Potrykus weist diese Kritik abermals zurück: «Forscher, die vermeintliche Risiken aufzeigen wollen, werden von der gentechnikkritischen EU mit Geldern überhäuft! Das ist ein lukratives Geschäft.»

Vitamin A-Mangel mit transgenem Reis bekämpfen

Der emeritierte Professor hat einen Grossteil seiner wissenschaftlichen Laufbahn investiert, einen transgenen Reis zu entwickeln, der helfen soll, der Mangelernährung in den Entwicklungsländern entgegenzuwirken. Menschen, die sich fast ausschliesslich von Reis ernähren, leiden häufig an Vitamin A-Mangel. Der Golden Rice wurde so verändert, dass das Reiskorn selbst Provitamin A produziert.

In verschiedenen asiatischen Ländern werden zurzeit Golden Rice-Sorten entwickelt. Am weitesten fortgeschritten ist die Entwicklung in den Philippinen, wo dieser Reis 2012 von der staatlichen Biosafety-Commission zur Produktion freigegeben werden soll. 2013 soll er auch in Bangladesch, 2014 in Vietnam und Indien, 2016 in China und Indonesien vertrieben werden.

«Wir werden den Reis gratis an die Saatguthersteller abgeben», erklärt Ingo Potrykus. «Allerdings ist Golden Rice für die Konsumenten nicht billi-



Bis vor kurzem wurde vorab in Europa und den USA gegen gentechnisch veränderte Nahrungsmittel demonstriert – nun formiert sich vermehrt auch Widerstand in Entwicklungs- und Schwellenländern.

ger als herkömmlicher Reis, denn die Saatguthersteller müssen das Saatgut wie bei herkömmlichen Pflanzen vermehren und werden es dann zum normalen Marktpreis verkaufen.»

Indien kippt vorerst Bt-Aubergine

Unklar ist aber auch, wie der transgene Reis bei den Konsumentinnen und Konsumenten ankommen wird. Wie ein jüngstes Beispiel aus Indien zeigt, formiert sich nun auch in Schwellen- und Entwicklungsländern vermehrt Widerstand gegen gentechnisch veränderte Nahrungsmittel.

Jährlich werden in Indien über 8,5 Tonnen Auberginen geerntet und 5 Millionen Familien haben dank des Anbaus ein Zusatzeinkommen. Nachdem Ende Oktober 2009 das Zulassungsgremium die Freigabe für die transgene Aubergine Bt-Brinjal aus dem Hause Mahyco – einer Tochterfirma von Monsanto – erteilt hatte, hätte diese Anfang 2010 zum Anbau zugelassen werden sollen. Obwohl in Indien bereits transgene Baumwolle produziert wird, hat sich dennoch eine starke Opposition von verschiedenen Nichtregierungsorganisationen gebildet. Nicht zuletzt deshalb, weil die Aubergine in Indien ein Grundnahrungsmittel ist. Als dann auch noch Forscher an der Unbedenklichkeit der Bt-Aubergine Zweifel äusserten, wurde der öffentliche Druck schliesslich so gross, dass der indischen Regierung nichts anders übrig blieb, als zurückzukrebsen und ein Moratorium zu verkünden – ein klarer Etappensieg für die Gegner. ■

Das Aschenbrödel aus Las Barrancas



Luis Fernando Mogro

An einem Tag im September, der windigen Jahreszeit in Tarija, besuchten wir Las Barrancas. Am Strassenrand warteten wir auf unsere Gastgeber. Plötzlich tauchte – mit wild verwehtem Haar – Marisela auf. Wie ein Staubwirbel bewegte sie sich auf uns zu. Hinter ihr einige Dutzend blaue Dächer, an denen der Wind heftig rüttelte, und rot-weiss flatternde Fahnen.

Mit ihrem blond gefärbten Haarschopf zog sie die Aufmerksamkeit auf sich – ein Zeichen der erwachenden Koketterie einer Dreizehnjährigen. Die grossen schwarzen Augen und die vollen Lippen hoben sich von ihrem hellen Teint ab. Ihr Körper war gertenschlank. «Fany bittet euch, ein paar Minuten zu warten», sagte sie. Und um uns die Zeit beim Warten zu vertreiben, verriet sie uns: «Fany ist meine Stiefmutter.»

Wir lernten an diesem Tag Las Barrancas kennen, eine Siedlung an einem steilen erodierenden Hang, in der rund 5000

Migrantenfamilien leben. «Wir sind Illegale, wir haben keinen Strom und keinen Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen. Wir kochen mit Holz, deshalb ist Marisela voller Russ», erklärte uns Fany, eine Nachbarschaftsvertreterin. Vor dem einzigen Wasserhahn bildete sich eine Schlange von Kindern mit Eimern.

Marisela und ihre Familie kamen 2008 aus dem ländlichen Tarija nach Las Barrancas. Sie fand Freundinnen und Freunde verschiedener Hautfarbe, die meisten spindeldürr wie sie. Was sie teilen, sind die kalten Wintertage, die Staubwirbel im Herbst, den dicken Schlamm in der Regenzeit, die Dunkelheit der Nacht und das Mondlicht. Sie erzählen sich Geschichten über Verbrecherbanden und Streitereien zwischen Nachbarn. «Ich habe schon drei Schlägereien miterlebt und eine gehört», erzählte Marisela.

Das Besondere an Las Barrancas ist die unmittelbare Nähe zum Stadtzentrum. Gleich gegenüber

entsteht ein Quartier und Richtung Norden ein Villenviertel. Während Jahrzehnten gab es hier nur Schluchten und Ton, bis sich vor vier Jahren die ersten Migranten niederliessen. Marisela hat Glück, da sie dank einem Stipendium eine bessere Schule ausserhalb von Las Barrancas besuchen kann. «In der Schule weiss nur meine Freundin Ada, wo ich lebe», sagte uns Marisela.

Fany bat uns an jenem Tag, wiederzukommen. «Ihr müsst uns einmal besuchen, wenn es hier regnet», sagte sie. An einem stürmischen Nachmittag im Oktober kehrten wir zurück. Überschwemmte Häuser, beinahe unbefahrbare Wege und Strassen. Wir liessen das Auto zurück. Unsere Schuhe wurden zu Schlammstiefeln. Fany und ihr Ehemann waren aufgeregt, denn Marisela ging zusammen mit Ada zum ersten Mal an ein Fest. Das erforderte eine gewisse Organisation. «Nun müssen wir zur Bushaltestelle aufbrechen. Die Plastiksäcke zum Schutz der Schuhe sind schon parat», sagte

der Vater. Und wegen den Gefahren in Las Barrancas wurden klare Abmachungen getroffen: «Dein Bruder holt dich um 23.30 Uhr ab. Ich erwarte euch gegen Mitternacht. Seid pünktlich», mahnte der Vater eine sichtlich gerührte Marisela, die in jenem Augenblick einer Prinzessin glich.

Wir entschieden uns für das Auto, es sollte ihre Kutsche sein. Im Auto streifte sie die nassen Plastiksäcke von ihren Schuhen und gab sie ihrem Bruder. Beim Eingangstor zum Fest wartete Ada. Sie strahlte vor Glück. Wir erinnerten Marisela an die Rückkehrzeit. Im Scherz sagte ich ihr, sie gleiche Aschenbrödel. Und sie erwiderte: «Ich gleiche ihr nicht nur...» Und ich stellte mir vor, wie sie um Mitternacht im Schutz der Familie in der Dunkelheit von Las Barrancas verschwindet – mit ihren glänzenden Schuhen und im Kopf die Musik und die Lichter vom Fest. ■

(Aus dem Spanischen)



Rafael Alberto Sagárnaga López, 47, arbeitet als Journalist und Linguist in der bolivianischen Hauptstadt La Paz. Er ist Verleger der Zeitschriften «Día D» und «Pie Izquierdo». Seine Reportagen werden in den wichtigsten Beilagen der Sonntagszeitungen seines Landes und in verschiedenen ausländischen Medien veröffentlicht. Für seine Arbeiten erhielt er nationale und internationale Auszeichnungen.

Humor, Kunst, Kultur und Wut



David Piller/Stratton

In den arabischen Ländern revoltiert die Bevölkerung. Der ägyptische Schriftsteller Khaled Al Khamissi hat an den Demonstrationen auf dem Tahrirplatz in Ägyptens Hauptstadt Kairo teilgenommen und erwartet, dass sich nun «Fassadendemokratien» bilden. Nach und nach werde sich die Bevölkerung aber politische Systeme geben, die auf sozialer Gerechtigkeit und Freiheit beruhen. Interview von Jane-Lise Schneeberger.

«Eine Welt»: Von Tunesien aus hat sich der Volksaufstand rasch auf die meisten arabischen Länder ausgebreitet. Ist dieser Flächenbrand allein auf einen Dominoeffekt zurückzuführen?

Khaled Al Khamissi: Mit einem Dominoeffekt haben die arabischen Revolutionen nichts zu tun. Ihre Wurzeln liegen in der gesellschaftlichen und politischen Realität. Die Länder der Region haben viele Gemeinsamkeiten, ihre Bevölkerung stand vier Jahrzehnte lang unter der Knute unsäglich beschränkter

Regime. Überall rissen Diktatoren die Reichtümer der Länder an sich, missachteten die Menschenrechte und bekämpften die Kultur in allen Ausdrucksformen. Dass die Situation überall gleichzeitig explodierte, war logisch: Die Demütigung hatte alle Grenzen überschritten.

Welche Rolle hat die Kultur bei diesen Revolutionen gespielt?

Eine Hauptrolle – wie übrigens bei allen Revolutionen. In Ägypten setzte der Revolutionsprozess nach den Wahlen von

2005 ein. Die Kultur eroberte ihren Platz zurück, was zu einer explosionsartigen Verbreitung hochstehender Werke aus Musik, Literatur und Theater führte. Überall im Land entstanden Buchhandlungen und Verlage. Zugleich tauchte das Phänomen des virtuellen Widerstands auf: Man begann, mit dem Mobiltelefon prügelnde Polizisten oder Korruptionsaffären zur Veröffentlichung auf YouTube aufzunehmen; über Twitter oder Blogs gaben die Internetnutzer in Windeseile Informationen weiter. Nach und nach führte all das zur Revolution vom vergan-

genen Januar. Kunst nahm bei diesen Ereignissen übrigens einen zentralen Platz ein: Sänger, Schauspieler und Dichter traten auf und nahmen Mubaraks Regime mit viel Humor auf die Schippe. Humor, Kunst, Kultur und Wut: Das ist der geniale Cocktail, aus dem der Geist der ägyptischen Revolution gemixt ist.

Haben die Demonstranten erreicht, was sie wollten?

Die Ägypter gingen für soziale Gerechtigkeit und Freiheit auf die Straße. Vorerst haben sie aber nur den Diktator gestürzt. Die



Die Bilder vom Tahrirplatz in Kairo von Anfang dieses Jahres verdeutlichen eindrücklich die Macht der Strasse und der Kultur beim Volksaufstand.

von Armee und Islamisten verkörperte Konterrevolution verhindert die Konkretisierung der Forderungen von der Strasse. In den kommenden Monaten und Jahren werden die konterrevolutionären Kräfte in Ägypten wie auch in Tunesien und Libyen konservative politische Systeme errichten. Es werden ein paar Köpfe rollen und demokratische Fassaden entstehen, die den Interessen der USA, Europas und der Ölmonarchien dienen. Aber lange wird es nicht dauern. In ein paar Jahren werden die arabischen Völker zu rationaleren und menschlicheren politischen Systemen finden. Sie werden sich Regierungen geben, die auf sozialer Gerechtigkeit, Menschenrechten und dem Schutz der Minderheiten beruhen. Ich bin sicher, dass wir die Ideale der Revolution verwirklichen werden.

Was stimmt Sie so zuversichtlich?

Jahrzehntelang waren die arabischen Völker wie gelähmt. Auf die Strasse zu gehen, brachte ihrer Meinung nach nichts. Dieses Gefühl ist wie weggeblasen, die Leute wissen um ihre Macht. Ihnen ist bewusst, dass sie ihr Leben und das politische System verändern können, wenn sie ge-

meinsam vorgehen. Das wird ihnen niemand nehmen können. Die eigentliche Revolution spielt sich in den Köpfen ab. In den kommenden Jahren wird diese psychologische Umwälzung entscheidend sein. Seit Mubarak gestürzt ist, sind die Ägypter schon mehrmals auf die Strasse gegangen und werden es wieder tun, solange wie nötig.

Geberländer werden die arabischen Länder bei ihrem Übergangsprozess mit hohen Summen unterstützen. Wie sollte dieses Geld verwendet werden?

Das aktuelle Problem an dieser Hilfe ist, dass sie vom Westen her gedacht ist und hauptsächlich an die Behörden gelangt. Dabei verstehen Europäer und Amerikaner die arabische Welt gar nicht. Die empfangenden Behörden ihrerseits sind nicht wirklich an Entwicklung interessiert, sondern verteidigen eigene Interessen. Und diese haben nichts mit dem Land zu tun, das sie steuern. Die Völker sind das Wahre, nicht die Behörden. Deshalb empfehle ich den Geldgebern, ihre Kontakte zur Zivilgesellschaft zu intensivieren. Um echte Bedürfnisse abzudecken, müsste sich Aus-

landhilfe auf einen von lokalen und ehrenamtlichen Persönlichkeiten ausgearbeiteten Plan abstützen können. Ich schlage für jedes Land ein Komitee aus mindestens fünfzehn Mitgliedern vor: Intellektuelle, Juristen, Künstler usw. Damit eine echte Entwicklung in Gang kommt, unterbreiten dann diese Komitees den Geldgebern Vorschläge, wie das Geld verwendet werden soll.

Wo würden Sie Prioritäten setzen?

Bei der Kultur und Bildung, den Grundlagen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklung. Ägypten ist kein armes Land, aber sein Reichtum ist sehr ungleich verteilt. Wer Arbeitslosigkeit bekämpfen und die Lebensbedingungen der Bevölkerung verbessern will, muss zunächst die Haltung der Menschen beeinflussen. Wir werden das über die Literatur, die Musik, das Kino und selbstverständlich das Bildungswesen tun. Ohne Kultur und Bildung werden wir es zu nichts bringen. ■

(Aus dem Französischen)



Khaled Al Khamissi ist 1962 in Kairo geboren. Nach dem Besuch einer französischen Schule studierte er an der Universität Kairo Politikwissenschaften. 1986 begann er an der Pariser Sorbonne ein Nachdiplomstudium in Internationalen Beziehungen. Zurück in Ägypten gründete Al Khamissi einen Verlag sowie einen Verein für Kulturprojekte. 2005 begann er zu schreiben. Sein erstes, 2006 erschienenes Buch «Taxi» ist in Ägypten und der arabischen Welt sehr erfolgreich und wurde in ein Dutzend Sprachen übersetzt. 2009 folgte «Die Arche Noah», ein Roman zum Thema Emigration. Er hat ausserdem Drehbücher redigiert und schreibt regelmässig Beiträge für die ägyptische Tageszeitung «Al-Shorouk» und die «Süddeutsche Zeitung».

Service

50 JAHRE DEZA  MEHR ALS HILFE

50 ANS DDC  AU-DELÀ DE L'AIDE

50 ANNI DSC  OLTRE L'AUTO



Jean-Claude Moschetti/DEZA/af

Gleichberechtigung in weiter Ferne

(bm) Im Kampf gegen die Armut ist fehlende Gleichberechtigung für die DEZA immer noch eine grosse Herausforderung. Zwar gibt es auch Fortschritte, doch die Frauen sind immer noch oft Opfer diverser Diskriminierungsformen. Sie tragen die Hauptlast der Armut. Ihrer vielen unbezahlten Tätigkeiten wegen (Familienpflege,

Kindererziehung, Haushalt usw.) sind Frauen häufig die Verliererinnen wirtschaftlichen Wachstums. Diesen Schluss zieht die DEZA in ihrer neuen Broschüre «Mehr-Wert», in der sich Fachleute zu einer gerechteren wirtschaftlichen Entwicklung zwischen Mann und Frau äussern. Die Publikation wird am 8. Dezember in Bern an einer Veranstaltung zum 50. Geburtstag der DEZA vorgestellt. Im Rahmen dieser Vernissage findet auch eine Diskussionsrunde zum Thema Gleichberechtigung statt. Mit dabei sind Anne Zwahlen, DEZA-Pionierin für Gender-Fragen, Jean-Daniel Vigny, Leiter der Schweizer Delegation in der Uno-Kommission für die Rechtsstellung der Frau und Lina Abou Habib, Leiterin der «Collective for Research and Training Action». Diese Nichtregierungsorganisation setzt sich für Gleichberechtigung sowie bürgerliche und wirtschaftliche Rechte der Frauen im Nahen Osten und in Nordafrika ein.

Vernissage der Broschüre «Mehr-Wert» und Gender-Diskussion am 8. Dezember, ab 17 Uhr, Cinemathe, Bern. Informationen und Bestellungen: gender@deza.admin.ch. DEZA-Gender-Netzwerk: www.sdc-gender-development.net.

50 Jahre DEZA: Informationen zu den Veranstaltungen und Aktivitäten zum Jubiläum finden sich auf www.deza.admin.ch/50years

Weiterbildung

Nachdiplome

Das NADEL (Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer) der ETH Zürich bietet im Frühjahrssemester 2012 folgende Weiterbildungskurse an: Planung und Monitoring von Projekten (20.-24.2.) Friedensförderung in der internationalen Zusammenarbeit (27.2.-2.3.) Privatsektorförderung (5.-9.3.) Ansätze und Methoden der Organisationsentwicklung (12.-16.3.) Evaluation von Projekten (27.-30.3.) Korruption und Korruptionskontrolle in Entwicklungsländern (3.-5.4.) Dezentralisierung und lokale

Gouvernanz im Entwicklungsprozess (11.-13.4.) Wirkungsanalysen: Methoden & Anwendungen (17.-20.4.) Promoting Sustainable Livelihoods: Approaches and Practices (23.-27.4.) Capacity Development in der internationalen Zusammenarbeit (2.-4.5. und 4.6.) Finanzmanagement und Wirtschaftlichkeit von Entwicklungsprojekten (7.-11.5.; für Fortgeschrittene 9.-11.5.) Industrielle Entwicklung und Umwelt (14.-16.5.) Planung und Monitoring von Projekten (21.-25.5.) Urbanisierung: Tendenzen & Folgen der globalen Verstädterung für die EZA (29.5.-1.6.) Klimawandel und Entwicklungs-

zusammenarbeit (5.-8.6.) Training für Moderatorinnen und Moderatoren (11.-15.6.) Im September 2012 beginnt der 20-monatige Master of Advanced Studies in Entwicklung und Zusammenarbeit, Studienzyklus 2012-2014, welcher Hochschulabsolventen aller Fachrichtungen offen steht. *Auskunft und Anmeldung: ETH Zürich, NADEL, www.nadel.ethz.ch*

Geschlechterforschung

Das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung IZFG der Universität Bern führt Anfang 2012 folgende zwei Module des Certificate of Advanced Studies (CAS) «Gender, Justice, Globalisation»

durch: Modul F (30.1.-1.2.): Conflict, Violence and Displacement: Gender Questions of Humanitarian Aid and Peace Building. Bewaffnete Konflikte und Post-Konflikte, Friedenssicherung und Humanitäre Hilfe werden unter der Geschlechterperspektive analysiert und Methoden für den Einbezug der Geschlechterperspektive in humanitären Aktionen erarbeitet. Modul G (2.-4.2.): Negotiating Gender and Cultural Difference in Contemporary Societies. Im Mittelpunkt stehen der Kulturbegriff und seine Bedeutung für aktuelle gesellschaftspolitische Prozesse, die Spannung zwischen universellen Rechten und dem Anspruch auf kulturelle Differenz in einer so genannt multikulturellen Gesellschaft, und die Diskussion um politische Massnahmen. *Anmeldung für eines oder beide Module bis 30.12. bei cas@izfg.unibe.ch; Kursprache: Englisch; Infos: www.izfg.unibe.ch*

Peru von innen heraus

Filme (bf) «Jardines del Paraíso» heisst das Armenviertel in Lima, in dem Héctor Gálvez seinen Filmestling angesiedelt hat. Angefangen hatte alles, als der Regisseur den Auftrag erhielt, in dem Quartier ein Videoatelier zu organisieren. Vor Ort fand er Jugendliche, die ihrem sozialen Elend entfliehen wollten und deren Begegnung ihn nachhaltig beeindruckte. Aus den Gesprächen entstand das Drehbuch zu seinem ersten Film. Joaquín, Antuanet, Sara, Lalo und Mario sind die Helden



des Films. Wir folgen den Jugendlichen in ihrem Alltag, mit den Kumpels, den Familien. Einzelne gehen zur Schule, andere versuchen hier und dort ein paar Soles zu verdienen mit Gelegenheitsarbeiten, die nirgendwohin führen. Der Regisseur schenkt die Würde nicht nur den Menschen im «Jardines del Paraíso» sondern auch der Jugend in allen Vororten und Armenvierteln der Welt. Der Film entstand mit Unterstützung des Schweizer Fonds visions sud est. Auf der DVD findet sich zudem ein Gespräch mit dem Regisseur. «Paraíso» von Héctor Gálvez; DVD erschienen in der Edition Trigon-Film; Information: 056 430 12 30 und www.trigon-film.org

Saatgutkrieger

(dg) Die Pflanzenvielfalt ist akut bedroht: Sowohl durch die Zucht genmanipulierter Sorten als auch durch den Klimawandel. Der Film «Seed Warriors» der beiden Schweizer Regisseurinnen Mirjam von Arx und Katharina von Flotow zeigt zwei Handlungsansätze, welche sich um die Einhaltung der Nahrungssicherheit bemühen. Einerseits mit einem globalen Saatgut-Tresor, welcher 2008 auf der norwegischen Inselgruppe Svalbard in Spitzbergen fertiggestellt wurde. Andererseits mit der Saatgutvielfalt, der Basis für Kreuzungen, um stresstolerantere Pflanzen zu züchten. Mit den beiden Erzählsträngen schafft der Film einen Zusammenhang zwischen Biodiversität, Nahrungsmittelversorgung und Klimawandel und greift damit eines der zentralsten Themen der Zukunft auf.

«Seed Warriors» von Mirjam von Arx und Katharina von Flotow, Schweiz 2009; Dokumentarfilm, 52 Minuten, ab 15 J.; Verleih und Verkauf: Bildung und Entwicklung,



Tel. 031 389 20 21, verkauf@globaleducation.ch; Information: Filme für eine Welt, Tel. 031 398 20 88, www.filmeineinwelt.ch

Soundtracks der Revolten

Musik (er) Während der Volksaufstände in Tunesien und Ägypten wurden eigens geschaffene Songs mit Videos der Proteste unterlegt und ins Netz gestellt. Millionenfach sind diese musikalisch unterschiedlichsten YouTube-Clips angeklickt worden. Einige Lieder entwickelten sich gar zu Revolutionshymnen. Es sind berührende Botschaften wie das beseelte «Tounis hurra!» (Freies Tunesien!) der grossen tunesischen Sängerin Zohra Lajnef, oder der melodios rockige Jubel «Sawt El-Hourreya» (Die Stimme der Freiheit) der wohl besten ägyptischen Rockmusiker Hany Adel und Amir Eid. Auch feinfühler Sologesang der Vokalistin Alia Sellami aus Tunis gehört, mit den durch das Blasen über offene Flaschenhälse erzeugten Klängen, zu den Soundtracks der Revolten. Die 14 wichtigsten davon hat das engagierte deutsche Label Network erstmals auf eine CD gebracht, begleitet von ausgezeichneten Erläuterungen. Dieses grossartige Zeitdokument beeindruckt



durch einzigartige Musik, die Missstände anklagt, zum gemeinsamen Protest vereint, Hoffnungen anspricht, zur Besinnung einlädt und Mut zum Neuanfang macht.

Various: «From the Kasbah/Tunis to Tahrir Square/Cairo and back – Our dreams are our weapons» (Network Medien/Musikvertrieb)

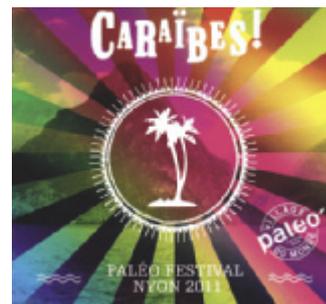
Sublime Kreativität

(er) Da ist eine liebeliche Stimme mit fast kindlichem Timbre, die überlieferte sephardische Lieder über zerbrochene Lieben und andere Vorkommnisse vorträgt. Dies in Ladino, der spanisch-hebräischen Sprache der im 14. und 15. Jh. aus der Iberischen Halbinsel vertriebenen Juden. Den Gesang von Emmanuelle Rouvray führt Thomas Baudriller dann mit dichtem Soundmix in die Techno- bzw. House-Epoche. Er unterlegt ihn dabei u. a. mit tönenden Souvenirs aus allen vier Ecken der Welt, mit Stimmengewirr von Kindern in Marokko oder mit Anfahgeräuschen eines Taxis in Kuba. Zudem mischt er Tonspuren einer Klezmer-Klarinette oder -Violine, eines afrikanischen Daumenklaviers Sanza und von asiatischen Instrumenten bei. Dazu gesellen sich Klänge seines Kontrabass- und Mandolinenspiels und perkussive Akzente, die Emanuelle setzt. Das bretonische Duo kreiert damit zehn komplexe Tracks mit einer sublimen Kreativität, die sich erst bei mehrmaligem Hinhören offenbart und schliesslich ihre ekstatische, verführerisch in die Beine fahrende Energie entfaltet.

Mazal: «Aserico en Selanik» (Tzadik/online)

Karibischer Musikkosmos

(er) Worldmusik gibt es am Paléo Festival seit Jahrzehnten zu hören und zu sehen. Dieses Jahr waren hier Klänge und



Rhythmen aus der Karibik angesagt. Nun dokumentiert ein liebevoll, kompetent und umsichtig zusammengestellter Sampler das Programm. Bereits veröffentlichte Tracks von 17 Gruppen, die in Nyon aufspielten, beleuchten einen durch Sklaverei und Kolonialismus geprägten Musikkosmos. Dazu gehören der Electro Cumbia, den die Sängerin Liliana Saumet des kolumbianischen Quartetts Bomba Estéreo mit messerscharfer Stimme zelebriert, oder virtuos swingender Latinjazz der kubanischen Pianistenlegende Chucho Valdés. Ebenso beteiligt sind feiner reggaebehafteter Soca der über 70-jährigen Sängerin Calypso Rose aus Trinidad oder die mit aktuellen Sounds verbrämten Voodoo-Rhythmen der Boukman Eksperyans aus Haiti. Fazit: Eine mit musikalischen Couleurs reich dotierte Palette lädt ein zum vertieften Eintauchen in die faszinierenden und kontrastreichen karibischen Klangwelten.

Various: «Caribes! Paléo Festival Nyon – Village du Monde 2011» (Paléo Festival Nyon/Disques Office)

Nach uns die Sintflut?

(bf) Ein ebenso Alltags- wie Allerweltsthema prägnant, anschaulich, aktuell und leserfreundlich zusammengefasst – dies gelingt dem Buch «Mensch Klima!» des Professors für Umweltchemie René Schwarzenbach, des Journalisten Christian Rentsch, des Grafikers



Jens Grossmann/daf

Lars Müller sowie des Umweltwissenschaftlers Klaus Lanz. Das Werk unterscheidet sich von anderen Büchern zum Thema vor allem durch seine Konzeption als visuelles Lesebuch, das bewusst die Wirkung des Bildes nutzt, um zur Beschäftigung mit dem Thema zu verführen. Ausführliche Bildstrecken mit grossformatigen Fotografien und Infografiken begleiten die fundierten Essays rund um Klimageschichte, -forschung und -politik. Das Buch stellt Fragen und gibt Antworten: Warum wird es auf der Erde wärmer? Mit welchen Folgen müssen wir rechnen? Was können wir dagegen tun? Wer bestimmt die Zukunft? Warum sind besonders die Menschen in Entwicklungsländern die Verlierer des Klimawandels? *«Mensch Klima!»* von René Schwarzenbach, Lars Müller, Christian Rentsch, Klaus Lanz in Zusammenarbeit mit dem Departement Umweltwissenschaften der ETH Zürich; Lars Müller Publishers 2011

Aisha, Mussa und Zawadi

(bf) Die Journalistin Elisabeth

Kaestli lebte bis 2010 vier Jahre lang in Tansania. Nun hat sie 13 Lebensgeschichten von Frauen und Männern, denen sie begegnete, im Buch *«Aisha, Mussa, Zawadi...»* beschrieben. Es sind mit Fotos angereicherte Geschichten vom harten Überlebenskampf, von der Lebenskunst, mit widrigen Umständen und Mangel umzugehen, von Zuversicht, Zeit haben und Herzlichkeit. Ergänzt werden sie durch kurze Texte, in denen die Autorin über ihre Erlebnisse als Weisse im ostafrikanischen Land schreibt. *«Aisha, Mussa, Zawadi...»* von Elisabeth Kaestli; Limmat Verlag Zürich, 2011

Demokratie und Macht

(bf) *«So unterschiedlich die Umwälzungen in den nordafrikanischen und arabischen Staaten seit Beginn dieses Jahres weitergehen und einzuschätzen sind, die Militär- und Polizeiregimes haben mit brutalster Gewalt auf die anfänglichen Protestaktionen, Revolten und Volksbewegungen reagiert»*, schreibt die Redaktion der Halbjahreszeitschrift *«Widerspruch»* im Editorial der neusten Nummer. Diese ist hauptsächlich dem Thema *«Demokratie und Macht»* gewidmet. Und wie immer finden sich spannende und inspirierende Beiträge renommierter Autorinnen und

Autoren: So etwa Samir Amins Essay *«Arabischer Frühling»*, das Interview mit der ägyptischen Frauenrechtlerin Nehad Abu El Komsan oder der Aufsatz *«Migration aus der Optik der Care-Ökonomie»* von Anni Lanz. *«Widerspruch 60: Demokratie und Macht»*, im Buchhandel oder bei *Widerspruch, Postfach, 8031 Zürich; www.widerspruch.ch*

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen. *Informationen: Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tél. 031 322 31 53 oder 031 322 44 12; Mail: info@eda.admin.ch*

Fernsucht



Nicolas Fignetti/lezo.ch

Polens filmische Kraft

Die Waadtländerin Séverine Cornamusaz erhielt für ihren ersten Spielfilm *«Cœur animal»* den Preis für den besten Schweizer Film 2010.

Polen war meine Filmschule, bekannte polnische Regisseure waren meine Lehrer, Wojciech Marczewski mein Meister. Im Jahr 2000 besuchte ich bei ihm einen packenden Kurs. Später eröffnete er mit Andrzej Wajda in Warschau eine Filmakademie. Da ging ich hin, um *«Cœur animal»* vorzubereiten – alle Teilnehmer konnten Szenen eines eigenen Films drehen. Wir wurden auch von anderen erfahrenen Filmschaffenden wie Agnieszka Holland betreut. Diese Männer und Frauen sind heute zwischen 60 und 85 Jahren alt. Ihre grosse Stärke ist die Bildsprache, sie mussten ja während Jahren an der Zensur des kommunistischen Regimes vorbeifilmen. Trotz diesem Umfeld haben sie erstaunlich viele Meisterwerke hervorgebracht. 2006 nahm ich an einem Workshop von Slawomir Idziak teil, einem der zwanzig besten Kameraleute der Welt. Die Polen sind in diesem Metier Spitze. Ihre Kameraleute wollen nicht bloss schöne Bilder produzieren, sondern arbeiten eng mit der Regie zusammen und haben ein dramaturgisch geschultes Auge.

(Aufgezeichnet von Jane-Lise Schneeberger)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Martin Dahinden (verantwortlich)
Catherine Vuffray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Marc-André Bünzli,
Beat Felber, Thomas Jenatsch, Roland Leffler,
Sabina Mächler, Nicole Suhner

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: info@deza.admin.ch
Tél. 031 322 44 12

Fax 031 324 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 54 200

Umschlag: La Paz von El Alto aus gesehen; Gabriela Neuhaus

ISSN 1661-1667

«Über 50 Jahre lang wuchs die Stadt ohne irgendwelche Planung.»

Luis Revilla, Seite 9

«Hunger ist keine Frage der mangelnden Produktion von Lebensmitteln – es ist eine Frage der Verteilung von Land und Einkommen.»

Tina Goethe, Seite 28

«Dass die Situation überall gleichzeitig explodierte, war logisch: Die Demütigung hatte alle Grenzen überschritten.»

Khaled Al Khamissi, Seite 31
